

Ethica 2014

Enquete des Instituts für Religion und Frieden

Militär.Kultur.Wissenschaft

Dialoge im Jahr des Glaubens

Institut für Religion und Frieden

<http://www.irf.ac.at>



IMPRESSUM

Amtliche Publikation der Republik Österreich/ Bundesminister für Landesverteidigung und Sport

MEDIENINHABER, HERAUSGEBER UND HERSTELLER:

Republik Österreich/ Bundesminister für Landesverteidigung und Sport, BMLVS, Roßauer Lände 1, 1090 Wien

REDAKTION: BMLVS, Institut für Religion und Frieden, Christian Wagnsonner

Stranzenberggasse 9B, 1130 Wien, Tel.: +43/1/512 32 57,

Email: irf@mildioz.at

ERSCHEINUNGSJAHR: 2015

DRUCK:

BMLVS, Heeresdruckerei, Kaserne Arsenal, Objekt 12, Kelsenstraße 4, 1030 Wien

ISBN: 978-3-902761-26-2

Ethica 2014

Enquete des Instituts für Religion und Frieden

Militär.Kultur.Wissenschaft

Dialoge im Jahr des Glaubens

Beiträge zur Enquete des Instituts für Religion und Frieden
am 24. Oktober 2013, Wien

Institut für Religion und Frieden

<http://www.irf.ac.at>

Inhalt

Editorial	7
<i>Papst Franziskus</i> Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages 1. Januar 2014 „Brüderlichkeit – Fundament und Weg des Friedens“	9
<i>Leopold Neubold</i> Weltfriedensbotschaften 2013- 2015: Das Bemühen um Grundlagen des Friedens	25
<i>Peter Sequard-Base</i> Entwicklung und Konzepte der Naturwissenschaften – ausgewählte Aspekte am Beispiel der Physik	53
<i>Jakob Deibl</i> Reminiszenzen an ein Gespräch über Naturwissenschaft und Theologie	73
<i>Günther Fleck</i> Wertorientierung und verantwortungsbewusstes Handeln im militärischen Einsatz. Eine Anleitung zur kritischen Auseinander- setzung mit dem radikal Bösen im Menschen	85
<i>Brian Parker</i> European Cultural Change	95
<i>Werner Freistetter/ Alexander Wessely</i> Moderne Kunst – heilsam verstörende Provokation? Ein Gespräch	105
<i>Peter Deibler</i> Botero und die Subversion als Horizont der überfälligen Kirchenerneuerung	111
<i>Christian Wagnsonner</i> Veranstaltungsbericht: Enquete des Instituts für Religion und Frieden 2013	119

Editorial

Die Ethica 2014 dokumentiert Beiträge der Enquete des Instituts für Religion und Frieden am 24. Oktober 2013 in der Landesverteidigungsakademie in Wien. Im Jahr des Glaubens war sie fach- und grenzüberschreitenden Dialogen gewidmet: zwischen Naturwissenschaft, Philosophie und Theologie, Militär, Sozialwissenschaften, Kunst und Glauben. Der Physiker Peter Sequard-Base vom Amt für Rüstung und Wehrtechnik skizziert die Entwicklung und zentrale Konzepte der Naturwissenschaften am Beispiel Physik. Aus Sicht des Theologen Jakob Deibl von der Universität Wien sei der Konflikt zwischen naturwissenschaftlicher und religiös-/theologischer Sichtweise ein Scheinkonflikt. Es gelte jene grundlegenden Fragen zu stellen, die in der Diskussion meist unter den Tisch fallen. Der Psychologe Günther Fleck vom Institut für Human- und Sozialwissenschaften der Landesverteidigungsakademie Wien gibt eine Anleitung zur kritischen Auseinandersetzung mit dem radikal Bösen im Menschen und stellt die Frage nach Wertorientierung und verantwortungsbewusstem Handeln im militärischen Einsatz. Brian Parker nimmt die Leser auf eine Reise in die Geschichte der europäischen Kultur und versucht entscheidende kulturelle Herausforderungen der Gegenwart zu beleuchten. Werner Freistetter und Alexander Wessely sprechen miteinander über moderne Kunst, Kirche und Militär. Peter Deibler interpretiert die subversive Kraft im Werk des kolumbianischen Malers Botero vor dem Horizont einer überfälligen Kirchenerneuerung.

Am Beginn dieses Jahrbuchs steht wie jedes Jahr die Weltfriedensbotschaft des Papstes. In seiner ersten Botschaft 2014 schreibt Papst Franziskus über die Brüderlichkeit, die Fundament und Weg des Friedens ist. Im Anschluss analysiert der Grazer Sozialethiker Leopold Neuhold die Besonderheiten der letzten drei Weltfriedensbotschaften (2013-2015).

Christian Wagnsonner

Papst Franziskus

Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages 1. Januar 2014

„Brüderlichkeit – Fundament und Weg des Friedens“

1. In dieser meiner ersten Botschaft zum Weltfriedenstag möchte ich an alle – Einzelne wie Völker – meinen Glückwunsch für ein Leben voller Freude und Hoffnung richten. Jeder Mensch hegt ja in seinem Herzen den Wunsch nach einem erfüllten Leben. Und dazu gehört ein unstillbares Verlangen nach Brüderlichkeit, das zu einer Gemeinschaft mit den anderen drängt, in denen wir nicht Feinde oder Konkurrenten sehen, sondern Geschwister, die man aufnimmt und umarmt.

In der Tat ist die Brüderlichkeit eine wesentliche Dimension des Menschen, der ein relationales Wesen ist. Das lebendige Bewusstsein dieser Bezüglichkeit bringt uns dazu, jeden Menschen als wirkliche Schwester bzw. wirklichen Bruder zu sehen und zu behandeln; ohne dieses Bewusstsein wird es unmöglich, eine gerechte Gesellschaft und einen gefestigten, dauerhaften Frieden aufzubauen. Und es ist so gleich daran zu erinnern, dass man die Brüderlichkeit gewöhnlich im Schoß der Familie zu lernen beginnt, vor allem dank der verantwortlichen und einander ergänzenden Rollen aller ihrer Mitglieder, besonders des Vaters und der Mutter. Die Familie ist die Quelle jeder Brüderlichkeit und daher auch das Fundament und der Hauptweg des Friedens, denn aufgrund ihrer Berufung müsste sie die Welt mit ihrer Liebe gleichsam anstecken.

Die ständig steigende Zahl der Verbindungen und Kontakte, die unseren Planeten überziehen, macht das Bewusstsein der Einheit und des Teilens eines gemeinsamen Geschicks unter den Nationen greifbarer. So sehen wir, dass in die Geschichtsabläufe trotz der Verschiedenheit der Ethnien, der Gesellschaften und der Kulturen die Berufung hineingelegt ist, eine Gemeinschaft zu bilden, die aus

Geschwistern zusammengesetzt ist, die einander annehmen und füreinander sorgen. Diese Berufung steht jedoch bis heute oft im Widerspruch zu den Gegebenheiten und wird durch sie Lügen gestraft in einer Welt, die durch jene „Globalisierung der Gleichgültigkeit“ gekennzeichnet ist, die uns dazu führt, uns langsam an das Leiden des anderen zu „gewöhnen“ und uns in uns selbst zu verschließen.

In vielen Teilen der Welt scheint die schwere Verletzung der elementaren Menschenrechte – vor allem des Rechts auf Leben und des Rechts auf Religionsfreiheit – ununterbrochen weiterzugehen. Die tragische Erscheinung des Menschenhandels, in dem skrupellose Personen mit dem Leben und der Verzweiflung anderer spekulieren, ist ein beunruhigendes Beispiel dafür. Zu den Kriegen, die in bewaffneten Auseinandersetzungen bestehen, gesellen sich weniger sichtbare, aber nicht weniger grausame Kriege, die im wirtschaftlichen und finanziellen Bereich mit Mitteln ausgefochten werden, die ebenfalls Menschenleben, Familien und Unternehmen zerstören.

Wie Papst BENEDIKT XVI. sagte, macht die Globalisierung uns zu Nachbarn, aber nicht zu Geschwistern.¹ Außerdem weisen die vielen Situationen von unverhältnismäßiger Ungleichheit, Armut und Ungechtigkeit nicht nur auf einen tiefen Mangel an Brüderlichkeit hin, sondern auch auf das Fehlen einer Kultur der Solidarität. Die neuen Ideologien, die durch verbreiteten Individualismus, Egozentrismus und materialistischen Konsumismus gekennzeichnet sind, schwächen die sozialen Bindungen, indem sie jene Mentalität der „Aussonderung“ fördern, die dazu verleitet, die Ärmsten, diejenigen, die als „nutzlos“ betrachtet werden, zu verachten und zu verlassen. So wird das menschliche Zusammenleben einem bloßen pragmatischen und egoistischen „*Do ut des*“ immer ähnlicher.

Zugleich wird deutlich, dass auch die gegenwärtigen Ethiken sich als unfähig erweisen, echte Bande der Brüderlichkeit herzustellen, denn eine Brüderlichkeit kann ohne den Bezug auf einen gemeinsamen Vater als ihr eigentliches Fundament nicht bestehen.² Eine echte Brü-

¹ Vgl. Enzyklika *Caritas in veritate* (29. Juni 2009), 19: AAS 101 (2009), 654-655.

² Vgl. FRANZISKUS, Enzyklika *Lumen fidei* (29. Juni 2013), 54: AAS 105 (2013), 591-592.

derlichkeit unter den Menschen setzt eine transzendente Vaterschaft voraus und verlangt sie. Von der Anerkennung dieser Vaterschaft her festigt sich die Brüderlichkeit unter den Menschen, bzw. jene Haltung, dem anderen ein „Nächster“ zu werden, der sich um ihn kümmert.

»Wo ist dein Bruder?« (Gen 4,9)

2. Um diese Berufung des Menschen zur Brüderlichkeit besser zu verstehen, um die Hindernisse, die sich ihrer Verwirklichung in den Weg stellen, richtiger zu erkennen und die Wege zu deren Überwindung herauszufinden, ist es grundlegend, sich vom Wissen um den Plan Gottes leiten zu lassen, der in vortrefflicher Weise in der Heiligen Schrift dargestellt ist.

Nach dem Schöpfungsbericht stammen alle Menschen von gemeinsamen Eltern ab, von Adam und Eva, dem Paar, das Gott als sein Abbild, ihm ähnlich (vgl. *Gen* 1,26) erschuf. Aus ihrer Verbindung gehen Kain und Abel hervor. In der Geschichte der Urfamilie lesen wir die Entstehung der Gesellschaft, die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Menschen und den Völkern.

Abel ist Schafhirt, Kain Ackerbauer. Ihre tiefste Identität und damit ihre Berufung ist die, *Brüder zu sein*, trotz der Verschiedenheit ihrer Beschäftigung und ihrer Kultur sowie der Art ihrer Beziehung zu Gott und zur Schöpfung. Doch der Mord Abels durch Kain bestätigt in tragischer Weise die radikale Ablehnung der Berufung, Brüder zu sein. Ihre Geschichte (vgl. *Gen* 4,1-16) verdeutlicht die schwierige Aufgabe, zu der alle Menschen gerufen sind, nämlich vereint zu leben und füreinander zu sorgen. Kain akzeptiert die Vorliebe Gottes für Abel, der Gott das Beste aus seiner Herde opfert, nicht – »Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht« (*Gen* 4,4-5) – und tötet Abel aus Neid. Auf diese Weise weigert er sich, seine Rolle als Bruder anzuerkennen, eine positive Beziehung zu ihm aufzunehmen und vor Gott zu leben, indem er seine Verantwortung, für den anderen zu sorgen und ihn zu schützen, übernimmt. Auf die Frage: »Wo ist dein Bruder?«, mit der Gott von Kain Rechenschaft für sein Handeln fordert, antwortet dieser: »Ich weiß es nicht. Bin ich der

Hüter meines Bruders?» (*Gen 4,9*). Und dann, erzählt uns das Buch Genesis, »ging Kain vom Herrn weg« (*4,16*).

Man muss sich nach den tiefen Gründen fragen, die Kain bewegt haben, die brüderlichen Bande und damit die Beziehung der Wechselseitigkeit und der Gemeinschaft, die ihn mit seinem Bruder Abel verband, zu verkennen. Gott selbst warnt Kain und wirft ihm einen Hang zum Bösen vor: Es »lauert an der Tür die Sünde« (*Gen 4,7*). Trotzdem weigert sich Kain, sich dem Bösen zu widersetzen und beschließt, gleichwohl gegen seinen Bruder vorzugehen – Er »griff seinen Bruder Abel an und erschlug ihn« (*Gen 4,8*) –, und missachtet so den Plan Gottes. Auf diese Weise macht er seine ursprüngliche Berufung, Sohn Gottes zu sein und die Brüderlichkeit zu leben, zunichte.

Die Erzählung von Kain und Abel lehrt, dass der Menschheit eine Berufung zur Brüderlichkeit gleichsam eingeschrieben ist, dass sie aber auch die dramatische Möglichkeit besitzt, diese zu verraten. Das bezeugt der tägliche Egoismus, der den vielen Kriegen und den vielen Ungerechtigkeiten zugrunde liegt: Viele Menschen sterben ja durch die Hand von Brüdern oder Schwestern, die sich nicht als solche – das heißt als für die Wechselseitigkeit, die Gemeinschaft und die Gabe geschaffene Wesen – erkennen können.

»Ihr alle aber seid Brüder« (Mt 23,8)

3. Es erhebt sich spontan die Frage: Werden die Menschen dieser Welt der Sehnsucht nach Brüderlichkeit, die ihnen von Gottvater eingeprägt ist, jemals völlig entsprechen können? Wird es ihnen allein aus eigener Kraft gelingen, die Gleichgültigkeit, den Egoismus und den Hass zu überwinden und das berechtigte Anderssein, das die Brüder und die Schwestern kennzeichnet, zu akzeptieren?

Die Antwort, die Jesus, der Herr, uns gibt, könnten wir mit einer Umschreibung seiner Worte so zusammenfassen: Da es einen einzigen Vater – Gott – gibt, seid ihr alle Brüder (vgl. *Mt 23,8-9*). Die Wurzel der Brüderlichkeit liegt in der Vaterschaft Gottes. Es handelt sich nicht um eine allgemeine, vage und historisch unwirksame Vaterschaft, son-

dern um die persönliche, gezielte und außerordentlich konkrete Liebe Gottes zu jedem Menschen (vgl. *Mt* 6,25-30). Eine Vaterschaft also, die auf wirksame Weise Brüderlichkeit hervorbringt, denn die Liebe Gottes wird, wenn sie angenommen wird, die großartigste Kraft zur Verwandlung des Lebens und der Beziehungen zum anderen, da sie die Menschen für die Solidarität und das tätige Miteinander öffnet.

Die menschliche Brüderlichkeit ist besonders *in* und *von* Jesus Christus mit seinem Tod und seiner Auferstehung zu neuem Leben erweckt. Das Kreuz ist der endgültige „Ort“ der *Grundlegung* der Brüderlichkeit, die die Menschen alleine nicht herstellen können. Jesus Christus, der die menschliche Natur angenommen hat, um sie zu erlösen, macht uns dank seiner Liebe zum Vater, die bis zum Tod – und bis zum Tod am Kreuz – reicht (vgl. *Phil* 2,8), durch seine Auferstehung zu einer *neuen Menschheit*, die ganz mit dem Willen Gottes und mit seinem Plan verbunden ist, der die vollkommene Verwirklichung der Berufung zur Brüderlichkeit einschließt.

Jesus greift den Plan des Vaters von seinem Ursprung her auf, indem er dem Vater den Vorrang vor allem anderen zuerkennt. Aber mit seiner Hingabe bis zum Tod aus Liebe zum Vater wird Christus der *neue* und *endgültige Ursprung* von uns allen, die wir berufen sind, uns in ihm als Geschwister zu erkennen, weil wir *Kinder* ein und desselben Vaters sind. Er ist der Bund selber, der persönliche Raum der Versöhnung des Menschen mit Gott und der Geschwister untereinander. Im Kreuzestod Jesu liegt auch die Überwindung der *Trennung* zwischen Völkern, zwischen dem Volk des Bundes und dem Volk der Heiden, das ohne Hoffnung lebte, weil es bis zu jenem Zeitpunkt nicht in die mit der Verheißung verbundenen Abmachungen einbezogen war. Wie im Brief an die Epheser steht, ist Jesus Christus derjenige, der in sich alle Menschen miteinander versöhnt. Er *ist* der Friede, denn er hat die beiden Völker zu einem einzigen vereint, indem er die trennende Wand, die zwischen ihnen stand, nämlich die Feindschaft, niederriss. Er hat in sich selbst ein einziges Volk, den einen neuen Menschen, die eine neue Menschheit geschaffen (vgl. 2,14-16).

Wer das Leben Christi akzeptiert und in ihm lebt, erkennt Gott als Vater an und schenkt sich ihm gänzlich hin, da er ihn über alles liebt.

Der versöhnte Mensch sieht in Gott den Vater aller und fühlt sich folglich gedrängt, eine Brüderlichkeit zu leben, die gegenüber allen offen ist. In Christus kann er den anderen annehmen, ihn als Sohn oder Tochter Gottes, als Bruder oder Schwester lieben und ihn nicht als Fremden und weniger noch als Gegenspieler oder sogar als Feind betrachten. In der Familie Gottes, wo alle Kinder des einen Vaters und, in Christus eingefügt, *Söhne im Sohn* sind, gibt es keine „Wegwerf-Leben“. Alle erfreuen sich derselben unantastbaren Würde. Alle sind von Gott geliebt, alle sind durch das Blut Christi erlöst, der für einen jeden am Kreuz gestorben und auferstanden ist. Das ist der Grund, warum man gegenüber dem Geschick der Brüder und Schwestern nicht gleichgültig bleiben kann.

Brüderlichkeit – Fundament und Weg des Friedens

4. Das vorausgeschickt, ist es leicht zu verstehen, dass die Brüderlichkeit das *Fundament* und der *Weg* des Friedens ist. Die Sozialenzykliken meiner Vorgänger bieten in diesem Sinn eine wertvolle Hilfe. Es wäre ausreichend, auf die Definitionen des Friedens in der Enzyklika *Populorum progressio* von Papst PAUL VI. oder in der Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* von Papst JOHANNES PAUL II. zurückzugreifen. Aus der ersten entnehmen wir, dass die ganzheitliche Entwicklung der Völker der neue Name für den Frieden ist,³ und aus der zweiten, dass der Friede ein *opus solidaritatis* ist.⁴

Papst PAUL VI. bekräftigt, dass nicht nur die einzelnen Menschen, sondern auch die Nationen einander in einem Geist der Brüderlichkeit begegnen müssen. Und er erklärt: »In diesem gegenseitigen Verstehen und in dieser Freundschaft, in dieser heiligen Gemeinschaft müssen wir zusammenarbeiten, um die gemeinsame Zukunft der Menschheit aufzubauen.«⁵ Diese Aufgabe betrifft an erster Stelle die am meisten Bevorzugten. Ihre Pflicht ist in der menschlichen und

³ Vgl. PAUL VI., Enzyklika *Populorum progressio* (26. März 1967), 87: AAS 59 (1967), 299.

⁴ Vgl. JOHANNES PAUL II., Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* (30. Dezember 1987), 39: AAS 80 (1988), 566-568.

⁵ Enzyklika *Populorum progressio* (26. März 1967), 43: AAS 59 (1967), 278-279.

übernatürlichen Brüderlichkeit verankert und erscheint unter dreifachem Aspekt: die *Aufgabe der Solidarität*, die verlangt, dass die reichen Nationen den weniger fortgeschrittenen helfen; die *Aufgabe der sozialen Gerechtigkeit*, die eine Neuordnung der gestörten Beziehungen zwischen starken und schwachen Völkern unter korrekteren Bedingungen verlangt; die *Aufgabe der allumfassenden Nächstenliebe*, die die Förderung einer menschlicheren Welt für alle einschließt, einer Welt, in der alle etwas zu geben und etwas zu empfangen haben, ohne dass der Fortschritt der einen ein Hindernis für die Entwicklung der anderen darstellt.⁶

Wenn man den Frieden als *opus solidaritatis* betrachtet, ist es zugleich unmöglich, in der brüderlichen Gemeinschaft nicht sein wesentliches Fundament zu sehen. Der Friede, sagt JOHANNES PAUL II., ist ein unteilbares Gut. Entweder ist er das Gut aller oder von niemandem. Er kann als bessere Lebensqualität und als menschlichere und nachhaltigere Entwicklung nur dann wirklich errungen und genossen werden, wenn in allen die »feste und beständige Entschlossenheit, sich für das Gemeinwohl einzusetzen«⁷ erweckt wird. Das schließt ein, sich nicht von der »Gier nach Profit« und vom »Durst nach Macht« leiten zu lassen. Es bedarf der Bereitschaft, sich »für den anderen zu „verlieren“, anstatt ihn auszubeuten, und ihm zu „dienen“, anstatt ihn um eines Vorteils willen zu unterdrücken [...] den „anderen“ – Person, Volk oder Nation – nicht als irgendein Mittel zu sehen, dessen Arbeitsfähigkeit und Körperkraft man zu niedrigen Kosten ausbeutet und den man, wenn er nicht mehr dient, zurücklässt, sondern als ein uns „gleiches“ Wesen, eine „Hilfe“ für uns.«⁸

Die *christliche Solidarität* setzt voraus, dass der Nächste geliebt wird nicht nur als »ein menschliches Wesen mit seinen Rechten und seiner grundlegenden Gleichheit mit allen, sondern [als] das *lebendige Abbild* Gottes, des Vaters, erlöst durch das Blut Jesu Christi und unter das ständige Wirken des Heiligen Geistes gestellt«⁹, als ein

⁶ Vgl. ebd., 44: AAS 59 (1967), 279.

⁷ Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* (30. Dezember 1987), 38: AAS 80 (1988), 566.

⁸ Ebd., 38-39: AAS 80 (1988), 566-567.

⁹ Ebd., 40: AAS 80 (1988), 569.

anderer *Bruder*. Und Papst JOHANNES PAUL II. fährt fort: »Das Bewusstsein von der gemeinsamen Vaterschaft Gottes, von der Brüderlichkeit aller Menschen in Christus, der „Söhne im Sohn“, von der Gegenwart und dem lebensschaffenden Wirken des Heiligen Geistes wird dann unserem Blick auf die Welt gleichsam einen *neuen Maßstab* zu ihrer Interpretation verleihen«¹⁰, um ihn zu verwandeln.

Brüderlichkeit – Voraussetzung, um die Armut zu besiegen

5. In der Enzyklika *Caritas in veritate* hat mein Vorgänger die Welt daran erinnert, dass das Fehlen eines *brüderlichen Geistes* unter den Völkern und unter den Menschen eine wichtige Ursache der *Armut* ist.¹¹ In vielen Gesellschaften erleben wir eine tiefe *Beziehungsarmut*, die auf den Mangel an festen familiären und gemeinschaftlichen Verbindungen zurückzuführen ist. Mit Sorge beobachten wir die Zunahme unterschiedlicher Arten von Entbehrung, Ausgrenzung, Einsamkeit und verschiedener Formen von pathologischer Abhängigkeit. Eine solche Armut kann nur überwunden werden durch die Wiederentdeckung und die Auswertung von *brüderlichen* Beziehungen im Schoß der Familien und der Gemeinschaften, durch das Teilen der Freuden und der Leiden, der Schwierigkeiten und der Erfolge, die das Leben der Menschen begleiten.

Überdies können wir, wenn einerseits ein Rückgang der *absoluten Armut* zu verzeichnen ist, andererseits nicht umhin, eine besorgniserregende Zunahme der *relativen Armut* einzugestehen, das heißt der Ungleichheiten zwischen Menschen und Gruppen, die in einer bestimmten Gegend oder in einem bestimmten historisch-kulturellen Kontext zusammenleben. In diesem Sinn bedarf es auch wirksamer politischer Maßnahmen, die das Prinzip der *Brüderlichkeit* fördern, indem sie den Menschen – die in ihrer Würde und ihren Grundrechten gleich sind – den Zugang zum „Kapital“, zu den Dienstleistungen, den Bildungsmöglichkeiten, dem Gesundheitswesen und den Technologien gewährleisten, damit jeder die Gelegenheit hat, seinen

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. Nr. 19: AAS 101 (2009), 654-655.

Lebensplan auszudrücken und zu verwirklichen, und sich als Person voll entfalten kann.

Es sei auch auf die Notwendigkeit von politischen Maßnahmen hingewiesen, die dazu dienen, eine übertriebene Unausgeglichenheit bei den Einkommen zu vermindern. Wir dürfen nicht die Lehre der Kirche über die sogenannte *soziale Hypothek* vergessen, nach der, wenn es – wie der heilige Thomas von Aquin sagt – erlaubt, ja sogar nötig ist, »dass der Mensch über Güter als sein Eigentum verfügt«¹², er sie in Bezug auf ihren Gebrauch aber »nicht nur als ihm persönlich zu eigen, sondern [...] zugleich auch als Gemeingut ansehen [muss] in dem Sinn, dass sie nicht ihm allein, sondern auch anderen von Nutzen sein können«.¹³

Schließlich gibt es noch eine weitere Form, die Brüderlichkeit zu fördern und so die Armut zu besiegen – eine Form, die die Grundlage aller anderen sein muss. Es ist die innere Losgelöstheit dessen, der sich für einen nüchternen, wesentlichen Lebensstil entscheidet; der die eigenen Reichtümer mit den anderen teilt und so die brüderliche Gemeinschaft mit ihnen erfahren kann. Das ist grundlegend, um Jesus Christus zu folgen und wirklich Christ zu sein. Es betrifft nicht nur die geweihten Personen, die das Gelübde der Armut ablegen, sondern auch viele verantwortungsvolle Familien und Bürger, die fest daran glauben, dass die brüderliche Beziehung zum Nächsten das wertvollste Gut darstellt.

Die Wiederentdeckung der Brüderlichkeit in der Wirtschaft

6. Die gegenwärtigen schweren Finanz- und Wirtschaftskrisen – deren Ursprung in der fortschreitenden Entfernung von Gott und dem Nächsten liegt, im gierigen Streben nach materiellen Gütern einerseits und in der Verarmung der zwischenmenschlichen und gemeinschaftli-

¹² *Summa Theologiae* II-II, q. 66, a. 2.

¹³ ZWEITES VATIKANISCHES KONZIL, Past. Konst. *Gaudium et spes* über die Kirche in der Welt von heute, 69. Vgl. LEO XIII., Enzyklika *Rerum novarum* (15. Mai 1891), 19: ASS 23 (1890-1891), 651; JOHANNES PAUL II., Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* (30. Dezember 1987), 42: AAS 80 (1988), 573-574; PÄPSTLICHER RAT FÜR GERECHTIGKEIT UND FRIEDEN, *Kompendium der Soziallehre der Kirche*, Nr. 178.

chen Beziehungen andererseits – haben viele gedrängt, die Befriedigung, das Glück und die Sicherheit im Konsum und in einem Gewinn zu suchen, der jede Logik einer gesunden Wirtschaft sprengt. Bereits 1979 bemerkte Papst JOHANNES PAUL II. »eine wirkliche, erkennbare Gefahr, dass der Mensch bei dem enormen Fortschritt in der Beherrschung der gegenständlichen Welt die entscheidenden Fäden, durch die er sie beherrscht, aus der Hand verliert und ihnen auf verschiedene Weise sein Menschsein unterordnet und selbst Objekt wird von vielfältigen, wenn auch oft nicht direkt wahrnehmbaren Manipulationen durch die Organisation des gesellschaftlichen Lebens, durch das Produktionssystem und durch den Druck der sozialen Kommunikationsmittel.«¹⁴

Das Aufeinanderfolgen der Wirtschaftskrisen muss zu einem angemessenen Überdenken der wirtschaftlichen Entwicklungsmodelle und zu einem Wandel der Lebensstile führen. Die heutige Krise kann trotz ihrer schwerwiegenden Auswirkungen auf das Leben der Menschen auch eine günstige Gelegenheit sein, die Tugenden der Klugheit, der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Tapferkeit wiederzugewinnen. Sie können uns helfen, die schwierigen Momente zu überwinden und die brüderlichen Bande neu zu entdecken, die uns miteinander verbinden, im tiefen Vertrauen, dass der Mensch mehr braucht und mehr vermag als die Maximierung des eigenen individuellen Interesses. Vor allem sind diese Tugenden notwendig, um eine der Würde des Menschen angemessene Gesellschaft aufzubauen und zu erhalten.

Die Brüderlichkeit löscht den Krieg aus

7. Im verstrichenen Jahr haben viele unserer Brüder und Schwestern weiter die qualvolle Erfahrung des Krieges gemacht, die eine schwere und tiefe Verwundung der Brüderlichkeit darstellt.

Zahlreich sind die Konflikte, die unter der allgemeinen Gleichgültigkeit ausgetragen werden. Allen, die in Ländern leben, in denen die Waffen Schrecken und Zerstörung verbreiten, versichere ich meine persönliche Nähe und die der ganzen Kirche. Letztere hat die Auf-

¹⁴ Enzyklika *Redemptor hominis* (4. März 1979), 16: AAS 61 (1979), 290.

gabe, die Liebe Christi auch zu den wehrlosen Opfern der vergessenen Kriege zu tragen, durch das Gebet für den Frieden wie durch den Dienst an den Verwundeten, den Hungernden, den Flüchtlingen, den Evakuierten und allen, die in Angst leben. Die Kirche erhebt außerdem ihre Stimme, um den Aufschrei des Schmerzes dieser leidenden Menschheit zu den Verantwortlichen dringen zu lassen und um gemeinsam mit den Feindseligkeiten jeden Übergriff auf die elementaren Menschenrechte und deren Verletzung zu unterbinden.¹⁵

Aus diesem Grund möchte ich an alle, die mit Waffen Tod und Gewalt säen, einen nachdrücklichen Aufruf richten: Entdeckt in dem, den ihr heute nur als einen zu schlagenden Feind betrachtet, wieder euren Bruder und haltet ein! Verzichtet auf den Weg der Waffen und geht dem anderen entgegen auf dem Weg des Dialogs, der Vergebung und der Versöhnung, um in eurem Umfeld wieder Gerechtigkeit, Vertrauen und Hoffnung aufzubauen! »In dieser Hinsicht ist es klar, dass bewaffnete Konflikte für die Völker der Welt immer eine vorsätzliche Negierung des internationalen Einvernehmens sind sowie tiefe Spaltungen schaffen und schwere Wunden zufügen, die viele Jahre zur Heilung benötigen. Kriege sind eine konkrete Weigerung, die großen wirtschaftlichen und sozialen Ziele zu verfolgen, die die internationale Gemeinschaft sich selbst gesetzt hat.«¹⁶

Solange jedoch eine so große Rüstungsmenge wie gegenwärtig im Umlauf ist, können immer neue Vorwände gefunden werden, um Feindseligkeiten anzuzetteln. Darum mache ich mir den Aufruf meiner Vorgänger zur Nichtverbreitung der Waffen und zur Abrüstung aller – angefangen bei den atomaren und den chemischen Waffen – zu Eigen. Wir dürfen jedoch nicht übersehen, dass die internationalen Abmachungen und die nationalen Gesetze, obwohl sie nötig und höchst wünschenswert sind, allein nicht genügen, um die Menschheit vor der Gefahr bewaffneter Konflikte zu schützen. Es bedarf einer Umkehr der Herzen, die jedem ermöglicht, im anderen einen Bruder zu erken-

¹⁵ Vgl. PÄPSTLICHER RAT FÜR GERECHTIGKEIT UND FRIEDEN, *Kompendium der Soziallehre der Kirche*, Nr. 159.

¹⁶ FRANZISKUS, *Brief an Präsident Putin*, 4. September 2013: *L'Osservatore Romano* (dt.), 43. Jg. (13. September 2013), S. 11.

nen, um den er sich kümmern und mit dem er zusammenarbeiten muss, um für alle ein Leben in Fülle aufzubauen. Das ist der Geist, der viele der Initiativen der Zivilgesellschaft, einschließlich der religiösen Organisationen, für den Frieden beseelt. Ich wünsche mir, dass der tägliche Einsatz aller weiter Frucht bringt und dass er auch zur wirksamen völkerrechtlichen Anwendung des Rechts auf Frieden als eines elementaren Menschenrechts gelangt, das die notwendige Voraussetzung für die Ausübung aller anderen Rechte ist.

Die Korruption und die organisierte Kriminalität wirken der Brüderlichkeit entgegen

8. Der Horizont der Brüderlichkeit verweist auf die volle Entfaltung eines jeden Menschen. Die rechten Bestrebungen eines Menschen, vor allem wenn er jung ist, dürfen nicht enttäuscht oder verletzt werden, man darf ihm nicht die Hoffnung nehmen, sie verwirklichen zu können. Zielstrebigkeit darf jedoch nicht mit Machtmissbrauch verwechselt werden. Im Gegenteil, man soll einander in gegenseitiger Achtung übertreffen (vgl. *Röm* 12,10). Auch in den Auseinandersetzungen, die ein unvermeidlicher Aspekt des Lebens sind, muss man sich immer daran erinnern, Geschwister zu sein, und darum einander und sich selber dazu erziehen, den Nächsten nicht als Feind zu betrachten oder als einen Gegner, der auszuschalten ist.

Die Brüderlichkeit erzeugt sozialen Frieden, weil sie ein Gleichgewicht zwischen Freiheit und Gerechtigkeit, zwischen persönlicher Verantwortung und Solidarität, zwischen dem Wohl der Einzelnen und dem Gemeinwohl schafft. Eine politische Gemeinschaft muss also transparent und verantwortlich handeln, um all das zu begünstigen. Die Bürger müssen sich von der öffentlichen Macht unter Respektierung ihrer Freiheit vertreten fühlen. Stattdessen schieben sich oft zwischen den Bürger und die Institutionen parteiische Interessen, die eine solche Beziehung entstellen und so ein ständiges Klima des Konflikts fördern. Ein echter brüderlicher Geist besiegt den individuellen Egoismus, der den Menschen die Möglichkeit verstellt, in Freiheit und Harmonie miteinander zu leben. Dieser Egoismus entwickelt sich gesellschaft-

lich sowohl in den vielen Formen von Korruption, die heute so flächendeckend verbreitet sind, als auch in der Bildung krimineller Organisationen – von den kleinen Gruppen bis zu den auf globaler Ebene organisierten –, die dadurch, dass sie die Legalität und das Recht zutiefst zerrütten, die Würde der Person im Innersten treffen. Diese Organisationen sind eine schwerwiegende Beleidigung für Gott, schaden den Mitmenschen und verletzen die Schöpfung, umso mehr, wenn sie sich einen religiösen Anstrich geben.

Ich denke an das erschütternde Drama der Droge, mit der zum Hohn der moralischen und zivilen Gesetze Gewinn gemacht wird; an die Zerstörung der natürlichen Ressourcen und die gegenwärtige Umweltverschmutzung, an die Tragödie der Ausbeutung der Arbeitskraft; ich denke an den illegalen Geldhandel wie an die Finanzspekulation, die oft räuberische Züge annimmt und schädlich ist für ganze Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme, indem sie Millionen von Menschen der Armut aussetzt; ich denke an die Prostitution, die täglich unschuldige Opfer fordert, vor allem unter den Jüngsten, indem sie ihnen die Zukunft nimmt; ich denke an die Abscheulichkeit des Menschenhandels, an die Verbrechen gegen Minderjährige und die Missbräuche Minderjähriger, an die Sklaverei, die in vielen Teilen der Welt immer noch ihren Schrecken verbreitet, an die oft nicht gehörte Tragödie der Migranten, mit denen in der Illegalität in unwürdiger Weise spekuliert wird. In diesem Zusammenhang schrieb Papst JOHANNES XXIII.: »Wenn eine Gemeinschaft von Menschen allein auf Gewalt aufgebaut ist, so ist sie nicht menschlich; die einzelnen haben dann keine Freiheit mehr, während sie doch im Gegenteil anzuspornen sind, ihr Leben selber zu entfalten und an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten«.17 Doch der Mensch kann sich bekehren, und man darf niemals die Hoffnung auf die Möglichkeit aufgeben, das Leben zu ändern. Ich möchte, dass dies eine Botschaft der Zuversicht für alle ist, auch für diejenigen, die grausame Verbrechen begangen haben, denn Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern dass er umkehrt und lebt (vgl. Ez 18,23).

Im weiten Kontext des menschlichen Zusammenlebens kommt beim

¹⁷ Enzyklika *Pacem in terris*, 17.

Blick auf Delikt und Strafe der Gedanke auch auf die unmenschlichen Bedingungen in vielen Gefängnissen, wo der Gefangene oft auf einen inhumanen Zustand herabgesetzt, in seiner Menschenwürde verletzt und sogar in jedem Willen und Ausdruck einer Wiedergutmachung erstickt wird. Die Kirche tut in allen diesen Bereichen viel, meistens im Stillen. Ich ermahne und ermutige, immer noch mehr zu tun, in der Hoffnung, dass diese von so vielen mutigen Männern und Frauen unternommenen Aktionen zunehmend auch von den zivilen Autoritäten treu und aufrichtig unterstützt werden mögen.

Die Brüderlichkeit hilft, die Natur zu bewahren und zu pflegen

9. Die Menschheitsfamilie hat vom Schöpfer ein gemeinsames Geschenk erhalten: die Natur. Die christliche Sicht der Schöpfung beinhaltet ein positives Urteil über die Zulässigkeit der Eingriffe in die Natur, um einen Nutzen daraus zu ziehen, unter der Bedingung, dass man verantwortlich handelt, das heißt die „Grammatik“ anerkennt, die in sie eingeschrieben ist, und die Ressourcen klug zum Vorteil aller nutzt und dabei die Schönheit, die Zweckbestimmtheit und die Nützlichkeit der einzelnen Lebewesen und ihre Funktion im Ökosystem berücksichtigt. Um es kurz zu sagen: Die Natur steht uns zur Verfügung, und wir sind berufen, sie verantwortlich zu verwalten. Stattdessen lassen wir uns oft von der Habgier, vom Hochmut des Herrschens, des Besitzens, des Manipulierens und des Ausbeutens leiten; wir bewahren die Natur nicht, respektieren sie nicht und betrachten sie nicht als eine unentgeltliche Gabe, für die man Sorge tragen und sie in den Dienst der Mitmenschen, einschließlich der kommenden Generationen, stellen soll. Besonders der *landwirtschaftliche Sektor* ist der primäre Produktionsbereich mit der lebenswichtigen Berufung, die natürlichen Ressourcen zu pflegen und zu bewahren, um die Menschheit zu ernähren. Diesbezüglich treibt mich die andauernde Schande des Hungers in der Welt dazu, uns gemeinsam die Frage zu stellen: *In welcher Weise nutzen wir die Ressourcen der Erde?* Die heutigen Gesellschaften müssen über die Rangordnung der Prioritäten nachdenken, für die die Produktion bestimmt wird. Tatsächlich ist es eine unumgängliche Pflicht, die Ressourcen der

Erde so zu nutzen, dass keiner Hunger leidet. Die Initiativen und die möglichen Lösungen sind zahlreich und beschränken sich nicht auf die Steigerung der Produktion. Die gegenwärtige Produktion ist bekanntlich ausreichend, und doch hungern und verhungern Millionen von Menschen, und das ist ein wirklicher Skandal. Es ist also notwendig, die Möglichkeiten zu finden, dass alle die Früchte der Erde genießen können, nicht nur um zu vermeiden, dass sich der Unterschied zwischen denen, die mehr besitzen, und denen, die sich mit den Überbleibseln begnügen müssen, vergrößert, sondern auch und vor allem, weil dies ein Erfordernis der Gerechtigkeit, der Ebenbürtigkeit und der Achtung gegenüber jedem Menschen ist. In diesem Sinn möchte ich alle an die notwendige *universale Bestimmung der Güter* erinnern, die eine der Grundprinzipien der Soziallehre der Kirche ist. Dieses Prinzip zu achten, ist die wesentliche Voraussetzung, um einen faktiven und gerechten Zugang zu den wesentlichen und vorrangigen Gütern zu gewähren, die jeder Mensch braucht und auf die er ein Anrecht hat.

Schluss

10. Die Brüderlichkeit muss entdeckt, geliebt, erfahren, verkündet und bezeugt werden. Doch allein die von Gott geschenkte Liebe ermöglicht uns, die Brüderlichkeit ganz und gar anzunehmen und zu leben.

Der notwendige Realismus der Politik und der Wirtschaft darf nicht auf einen Technizismus ohne Ideale reduziert werden, der die transzendente Dimension des Menschen außer Acht lässt. Wenn die Öffnung auf Gott hin fehlt, verarmt alles menschliche Tun, und die Personen werden zu Objekten herabgewürdigt, die man ausbeuten kann. Nur wenn die Politik und die Wirtschaft akzeptieren, sich in jenem weiten Raum zu bewegen, der durch diese Öffnung auf den hin gewährleistet ist, der jeden Menschen liebt, wird es ihnen gelingen, sich auf der Basis eines authentischen Geistes der Bruderliebe aufzubauen und wirksame Werkzeuge für eine ganzheitliche menschliche Entwicklung und für den Frieden zu sein.

Wir Christen glauben, dass wir in der Kirche als Glieder miteinander verbunden sind und alle einander nötig haben, denn jeder von uns

empfang die Gnade in dem Maß, wie Christus sie ihm geschenkt hat, damit sie anderen nützt (vgl. *Eph* 4,7.25; *1 Kor* 12,7). Christus ist in die Welt gekommen, um uns die göttliche Gnade zu bringen, das heißt die Möglichkeit, an seinem Leben teilzuhaben. Das verlangt, ein Netz brüderlicher Bezüglichkeit zu knüpfen, das von Wechselseitigkeit, Vergebung und völliger Selbsthingabe geprägt ist, entsprechend der Weite und Tiefe der Liebe Gottes, die der Menschheit durch den geschenkt ist, der – gekreuzigt und auferstanden – alle an sich zieht: »Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt« (*Joh* 13, 34-35). Das ist die Frohe Botschaft, die von jedem einen Schritt mehr verlangt, eine ständige Übung der Empathie, des Hörens auf das Leiden und die Hoffnung des anderen – auch dessen, der mir am fernsten steht –, indem man sich auf den anspruchsvollen Weg jener Liebe begibt, die sich ungeschuldet zu schenken und zu verausgaben weiß für das Wohl jedes Bruders und jeder Schwester.

Christus umarmt den ganzen Menschen und möchte, dass niemand verloren geht. »Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet wird« (*Joh* 3,17). Er tut das ohne Druck und ohne den Zwang, ihm die Türen des Herzens und des Geistes zu öffnen. »Der Größte unter euch soll werden wie der Kleinste, und der Führende soll werden wie der Dienende«, sagt Jesus Christus, »ich aber bin unter euch wie der, der bedient« (*Lk* 22,26-27). Jedes Tun muss also durch eine Haltung des Dienstes an den Menschen gekennzeichnet sein, besonders an den fernsten und unbekanntesten. Der Dienst ist die Seele jener Brüderlichkeit, die den Frieden aufbaut.

Maria, die Mutter Jesu, helfe uns, die Brüderlichkeit, die aus dem Herzen ihres Sohnes entspringt, zu verstehen und täglich zu leben, um jedem Menschen auf dieser unserer geliebten Erde Frieden zu bringen.

Aus dem Vatikan, am 8. Dezember 2013

Franziskus

Leopold Neuhold

Weltfriedensbotschaften 2013- 2015: Das Bemühen um Grundlagen des Friedens

1. Hinführende Bemerkungen

Im Zusammenhang mit der Europawahl am 25. Mai 2014 wird die EU in einem Zeitungsartikel vom für diesen Beitrag interviewten Dieter SENGHAAS als „das größte Friedenswerk aller Zeiten“¹ titulierte, in Anlehnung an seine 1992 publizierte Schrift „*Friedenswerk Europa*“. Wenn Dieter Senghaas in dem Artikel von Manuela SWOBODA als „einer der führenden Friedensforscher Deutschlands“ bezeichnet wird, so macht dies einem bewusst, dass Friedensforschung heute bei weitem nicht mehr jene Aufmerksamkeit in der breiten Öffentlichkeit genießt wie vor 1989 und auch in der Zeit des Zerbrechens des sogenannten Eisernen Vorhangs 1989 und danach. Friede schien, auch in der Ausrufung des Endes der Geschichte von Francis FUKUYAMA², eine selbstverständliche Alltäglichkeit zu sein, wiewohl der Krieg in der unmittelbaren Nachbarschaft der EU wieder seine Zähne zeigte – gerade auch infolge des Zusammenfallens der alten Ordnung - und die EU angesichts der kriegerischen Handlungen und Konflikte in ihrer unmittelbaren Umgebung nicht so recht weiß, wie sie – das größte Friedenswerk in sich – nach außen, an den Grenzen und darüber hinaus Frieden schaffen kann. Vor allem ist es bedrückend festzustellen, wie Friedensbrüche und bewaffnete Konflikte nach den mit dem Zerbrechen von Blöcken gegebenen Suchbewegungen nach Selbstständigkeit nun wieder aufbrechen und neu auch Kriege als

¹ <http://www.kleinezeitung.at/nachrichten/politik/eu/3626343/eu-groesste-friedenswerk-story>.

² FUKUYAMA, F., *The "End of History?"*, in: *The National Interest*, Nr. 16, Summer 1989, 3-18. Vgl. auch: FUKUYAMA, F., *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?*, München 1992.

selbstverständlich hingenommen, ja sogar von Gruppen, die früher für den Frieden auf die Barrikaden gegangen sind, gefordert werden, als nicht zu verhindernd, ja als notwendig und in Machtlosigkeit oder Interessenlosigkeit angesichts einer Haltung des: „Du kannst nichts anderes tun!“. Krieg scheint wieder als ein Mittel der Politik zurück-zukehren, humanitäre Intervention oder sogar „Responsibility to protect“ als neue Namen für Krieg gegen den Krieg notwendig. Lautstarke Proteste gegen Krieg in der Friedensbewegung scheinen einer Resignation von der Tatsache von Kriegen gewichen zu sein. Hier sieht man, dass politische Strukturen, ihre Auflösung wie auch ihre Neugestaltung, nicht schon automatisch Frieden bringen, auch wenn sie als Friedensstrukturen konstruiert sind und Frieden teilweise erhalten haben.

In der Globalisierung ist man sich – leider oft nur scheinbar - näher gerückt, die Globalisierung hat eine Nähe geschaffen, die als „Waren-nähe“ teilweise auf das gesellschaftliche Zusammenleben wenig Wert legt und gerade deswegen Konflikte im Inneren stärker werden lässt – auch innerhalb der EU, wenn man nur die Migrationsdiskussion verfolgt. Wie ja Papst BENEDIKT in seiner Enzyklika *Caritas in veritate* 2009 in der Nummer 19 schrieb, indem er auf einen wesentlichen Grund für den Krieg hinwies: „Die Unterentwicklung hat eine Ursache, die noch wichtiger ist als die Unzulänglichkeit im Denken: Es ist das »Fehlen des brüderlichen Geistes unter den Menschen und unter den Völkern«. [Populorum progressio 66] Können die Menschen eine solche Brüderlichkeit jemals aus eigenem Antrieb erreichen? Die zunehmend globalisierte Gesellschaft macht uns zu Nachbarn, aber nicht zu Geschwistern. Die Vernunft für sich allein ist imstande, die Gleichheit unter den Menschen zu begreifen und ein bürgerliches Zusammenleben herzustellen, aber es gelingt ihr nicht, Brüderlichkeit zu schaffen. Diese hat ihren Ursprung in einer transzendenten Berufung durch Gott den Vater, der uns zuerst geliebt hat und uns durch den Sohn lehrt, was geschwisterliche Liebe ist.“ Dies trifft nun zum Teil auch für die Nachbarn und Nächsten zu, die im Schritt des Zusammenwachsens der Welt sich gerade durch die dadurch erzeugte

Oberflächlichkeit entfremdeten. Von Nachbarn zu Brüdern und Geschwistern: Wo soll hier angesetzt werden?

2. Grundsehnsucht Frieden?

Angesichts der „Friedensbrüche“ auf den verschiedensten Ebenen, sei es in der ganz konkreten politischen Realität zwischen Staaten und in den Staaten, sei es in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in der Gesellschaft zwischen Gruppen, die sich nicht mehr an einen gemeinsamen Grundkonsens halten, sei es innerhalb von Gruppen, die nicht durch gemeinsame Werte zusammengehalten, sondern durch das meist materielle Überlegenheitsstreben der Gruppenmitglieder getrennt werden, scheint es unangebracht zu sein, von einer Sehnsucht nach Frieden als einem „Plan Gottes für die Menschen“ (2013, 1)³ zu sprechen, und das Einfordern von Brüderlichkeit, wie es von Papst FRANZISKUS 2014 eingebracht wird, scheint illusionär. Wenn BENEDIKT XVI. sagt: Der „Wunsch nach Frieden entspricht einem grundlegenden moralischen Prinzip, d.h. dem Recht auf eine ganzheitliche, soziale, gemeinschaftliche Entwicklung mit den dazu gehörigen Pflichten“ (2013, 1), so scheint das dem praktischen, allgemein politischen Prinzip des „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“, das im Antagonismus das Entwicklungsprinzip sieht, wenn nicht schon entgegenzulaufen, so doch beinahe unerreichbar zu sein. Und der Antagonismus ist ja gerade in der Wirtschaft in vielen Fällen das treibende Element, die Konkurrenz die Triebfeder. Es mag schon stimmen, dass die Sehnsucht nach Frieden allen Menschen innewohnt, der Weg dazu scheint aber im Konflikt, in der Auseinandersetzung zu liegen. Die auseinandertretenden Teile, im Einzelnen, in der Gesellschaft, im Staat, in der Staatenwelt, scheinen nicht auf ein Ganzheitliches hinzulaufen, sondern wenn schon, dann auf ein Ganzheitliches unter der Vorherrschaft eines Teiles, sodass nicht harmonischer Ausgleich, sondern vereinheitlichende Beherrschung das Ziel darstellt. Und kann ein solcher Zustand Frieden genannt

³ Die Weltfriedensbotschaften werden mit dem Jahr und der Nummer zitiert.

werden? Ist eine solche Pax Romana in der Unterdrückung der anderen zu einer Pax Consumens, zu einer der Marktlogik des Konsums folgenden Bewegung geworden? Erfolgt Friedenstiftung, das Thema der Weltfriedensbotschaft 2013, unter den Vorzeichen von Brüderlichkeit bzw. Geschwisterlichkeit, dem Thema von 2014 und zum Teil auch 2015? Harmonie scheint der Bezugspunkt zu sein, aber ist es nicht oft eine Harmonie, die von oben aufgezwungen wird, um dann als die „richtige Harmonie“ proklamiert zu werden, unter der man Akzeptanz, wenn nicht schon Unterwerfung einfordert? Denn solche Harmonie erreicht man im Durchschnitt nur durch Diktat, das Gegenteil von Friedenstiftung, wie sie Papst BENEDIKT 2013 mit seiner Interpretation der Seligpreisung der Friedensstifter sieht.

Das scheint ja gerade auch ein Problem in den Maßnahmen zur Friedenstiftung im Konflikt Ukraine und Russland etwa zu sein, dass diese Maßnahmen, so notwendig sie sind, auf dem Raster der Erzwingung des Friedens laufen und nicht dem der Gründung auf der und des Aufbaus von Brüderlichkeit. Die „Dominanz einer egoistischen und individualistischen Mentalität“ (2013, 1), die in Strukturen wie im Finanzmarkt oder der religiösen Formierung von Fundamentalismen oder Fanatismen sichtbar wird, kann Friedenstiftung nur mit Androhung von Gewalt oder Ausübung konkreter Gewalt in Machtverzerrungen zu erreichen versuchen – und ist damit auf Sicht zum Scheitern verurteilt, spätestens dann, wenn sich die Macht- und Gewaltstrukturen verändern.

3. Wer sind Friedensstifter? Elemente der Persönlichkeit von Friedensstiftern nach Benedikt XVI.

Beim Thema „Selig, die Frieden stiften“ könnte man sich eine exemplarische Darstellung von Männern und Frauen, die sich in der Geschichte und so auch heute für die Sache des Friedens eingesetzt, das Ziel der Friedenstiftung teilweise erreicht haben, oder die Betrachtung von Bedingungen dieses Prozesses erwarten. BENEDIKT geht tiefer, wenn er bei der Beschreibung von Persönlichkeitsmerkmalen von Menschen, welche Frieden stiften können, und der Aufforde-

rung derer Beachtung und Pflege, also bei persönlichen Voraussetzungen ansetzt. Das ist nur konsequent. Denn, wie schon angedeutet, BENEDIKT geht von einem grundsätzlichen moralischen Prinzip aus, das dem Frieden zugrunde liegt. Friedensstiftung ist somit nicht nur ein politisches Programm, sondern ein zutiefst kulturelles Anliegen.

Vielleicht liegt dieser Gedanke auch dem Satz des deutschen Außenministers Frank-Walter STEINMEIER zugrunde, den er im Vorfeld einer europäischen Schriftstellerkonferenz im Gespräch mit zwei Teilnehmern an dieser Konferenz in „Die Zeit“ sagt: „Was ich allerdings vermissem, ist eine Debatte über Europa jenseits der Politik,“⁴ gerade im Zusammenhang mit der Forderung nach einem neuen „Narrativ“, das Europa brauche. In weiterer Folge des Gesprächs fordert der Außenminister: „Politik muss der Kultur wieder zuhören, und Kultur sollte ihrerseits bei praktischen politischen Fragen das Wort erheben.“ Es bedarf also tiefergehender Betrachtungen über die Grundlagen, auf denen Politik aufbaut, Grundlagen, die aber Politik nicht ersetzen können. Bezeichnenderweise wurde für dieses Gespräch mit dem deutschen Außenminister die Überschrift „Ist der Krieg schon da?“ gewählt. Auch wenn der Krieg noch nicht ausgebrochen ist, er kann trotzdem schon im Hintergrund im Laufen sein. Der Krieg hat also Wurzeln, die in der Kultur oder Unkultur der Beziehungen der Menschen etwa gründen, welche wiederum auf Werten oder Unwerten aufbauen. Die Institutionalisierung dieser Werte kann nun aber dazu führen, dass Werte in Systemstrukturen erstarren, damit in einer Art und Weise festgelegt sind, die die Basis in den persönlichen Beziehungen verloren haben, also bis zur Unkenntlichkeit institutionalisiert sind. Ohne eine entsprechende Deckung in den Haltungen der Menschen im konkreten Alltag stellen diese Werte dann nur so etwas wie ein undeutliches Geräusch dar, das nicht in persönliche Handlungsstrukturen Eingang findet. Wenn etwa das Friedenswerk Europa nur noch ein leeres Institutionengehäuse, das erstarrt, bildet, das nicht mehr von

⁴ *Ist der Krieg schon da? Ein Gespräch zwischen Außenminister Frank-Walter Steinmeier, dem russischen Schriftsteller Michael Schischkin und der Autorin Mely Kiyah über unseren taumelnden Kontinent*, in: Die Zeit, 30. April 2014, Nr. 19, 39f., 39.

den Einstellungen der Menschen getragen wird, kann die Friedensfunktion nur sehr beschränkt wahrgenommen werden. Es bedarf also immer der Gesinnungs- wie auch der Strukturreform, damit die Friedensrelevanz in der Alltagskultur ihre Verankerung findet.

Um diese Kultur des Friedens geht es also, um grundlegende Werte, aus denen sich die Strukturen entwickeln. In der politischen Debatte spielen natürlich diese in den Strukturen gelegenen Zusammenhänge eine Rolle, aber auch die Elemente, über die diese Zusammenhänge hergestellt werden, müssen betrachtet werden, um Friedensstiftung nachhaltig gestalten zu können. Im Zusammenhang mit den Seligpreisungen spricht so auch BENEDIKT XVI. von einem „auf die Transzendenz hin offenen Humanismus“ (2013, 2) als Voraussetzung für den Frieden. Es geht also um den Menschen und unsere Auffassung von ihm, kurz um das Menschenbild.

Hinter den Strukturen liegt also der Mensch, auf den man nur zu leicht vergisst, wenn man die politische Ebene gestaltet. Wenn in Konflikten die Menschen hinter die politischen Interessen zurücktreten müssen, dann hat man ein wesentliches Moment der Friedensstiftung versäumt. Der Friede kann dann nicht mehr erkannt werden als „Frucht der wechselseitigen Gabe, einer gegenseitigen Bereicherung, dank dem Geschenk, das von Gott ausgeht und ermöglicht, mit den anderen und für die anderen zu leben.“ (2013, 2) Die Konsequenz, die der Papst daraus zieht: „Die Ethik des Friedens ist eine Ethik der Gemeinschaft und des Teilens. Es ist also unerlässlich, dass die verschiedenen heutigen Kulturen Anthropologien und Ethiken überwinden, die auf rein subjektivistischen und pragmatischen theoretisch-praktischen Annahmen beruhen. Dadurch werden die Beziehungen des Zusammenlebens nach Kriterien der Macht und des Profits ausgerichtet, die Mittel werden zum Zweck und umgekehrt, und die Kultur wie auch die Erziehung haben allein die Instrumente, die Technik und die Effizienz im Auge.“ (2013, 2)

Was FRANZISKUS dann 2014 im Gedanken der Fundierung des Friedens auf der Brüderlichkeit weiterführt, wird hier im Ausgang vom Menschen, der nie nur als Mittel, sondern immer zugleich als Ziel betrachtet werden muss, grundgelegt. Wenn Papst JOHANNES PAUL II. in

der Nummer 40 seiner Enzyklika *Centesimus Annus* schreibt: „Wir müssen den Begriff der ‚Entfremdung‘ auf seine christlichen Wurzeln zurückführen und die dahinterstehende Vertauschung von Zielen und Mitteln sehen“, so macht er auf den Kern einer verengt funktionalistischen Sicht des Menschen aufmerksam, die in der Betrachtung der Funktionsbedingungen des Politischen die Ausgangs- und Bezugspunkte des Funktionierens zu verlieren droht und damit auch die Funktionen auf tönernen Füßen stellt. Ideologie heute bedeutet nicht so sehr das bewusste Zugrundelegen eines Menschenbildes, das sich als verkürzt herausstellt, sondern den wenigstens teilweisen Verzicht auf ein Menschenbild in der Konzentration auf Funktionsbedingungen. Von den Funktionsbedingungen her wird dann der Mensch konstruiert.

Dem entgegen liegt ja ein Kern der Seligpreisungen, der auf das Geschenk des Friedens verweist, nämlich die Annahme des Menschen durch Gott hier und jetzt. In dieser Annahme zeigt sich dann die Möglichkeit der Offenheit auf den anderen hin, der nicht auf eine Funktionseinheit (z.B. Schlag-Rückschlag) reduziert werden darf, sondern als ebenso auf den anderen, in diesem Fall auf mich hin, offen. Der Mensch darf also nicht von den angenommenen politischen Funktionsbedingungen her konstruiert werden, sondern die Funktionsbedingungen der Gesellschaft müssen auf die Förderung dieser Offenheit der Menschen hin verändert werden. In Bezug auf die Forderung nach Hinhalten der anderen Wange nach einem Schlag auf die eine könnte das etwa bedeuten, gesellschaftliche Bedingungen zu schaffen, in denen dieses Hinhalten nicht zur Aufforderung zum Zuschlagen durch den anderen führt, sondern zu einer Situation, in der dieses Zuschlagen relativ unwahrscheinlich wird.

So sagt BENEDIKT XVI. denn auch: „Der Friede betrifft die Person in ihrer Ganzheit und impliziert die Einbeziehung des ganzen Menschen“ (2013, 3), nicht nur des auf die Funktionsbedingungen reduzierten. Damit wird die breite Basis für den Frieden offengelegt. Denn: „Die Leugnung dessen, was die wahre Natur des Menschen ausmacht – in seinen wesentlichen Dimensionen, in der ihm innewohnenden Fähigkeit, das Wahre, das Gute, letztlich Gott selbst zu erkennen –,

gefährdet den Aufbau des Friedens.“ (2013, 3) Das zeigt sich etwa in den religiösen Fundamentalismen, die über gewisse nur allzu menschliche Beschränktheiten das, was den Menschen ausmacht, auf ihre Gruppe zu begrenzen suchen. Damit wird der Friede zu einem Kriegsprogramm und so zu einer Utopie der Unterwerfung aller anderen, also unmöglich. Papst BENEDIKT sagt dagegen in diesem Zusammenhang: „Der Friede ist kein Traum, keine Utopie: Es ist möglich. Unsere Augen müssen mehr in die Tiefe schauen, unter die Oberfläche des äußeren Anscheins, um eine positive Wirklichkeit zu erblicken.“ (2013, 3)

Dies ist besonders notwendig, wenn wir bedenken, dass Krieg, wie schon angesprochen, heute wieder als ein „normales“ politisches Mittel gesehen zu werden droht. Diese zeigt sich etwa an einer relativen Unsichtbarkeit der Friedensbewegung, an einem zum Teil berechtigt erscheinenden Krieg angesichts von Gegnern eines Friedens, die sich an keine internationalen Abmachungen halten, für die Menschenrechtsbrüche nicht einmal ein Anlass sind, eine Rechtfertigung zu suchen, sondern die gerade mit Menschenrechtsverletzungen sich in der öffentlichen Meinung zu profilieren versuchen. Ein wie immer geartetes Gemeinwohl wird zu Gunsten eines gruppenegoistischen verkürzten Gruppenwohls beschränkt. Versklavung von anderen, das Thema der Weltfriedensbotschaft von 2015, als Instrumentalisierung von Menschen für eigene Zwecke, ist in einem solchen Zusammenhang alltäglich. Die ins Internet gestellten grausamen Morde von zu religiösen Feinden Erklärten durch Köpfen, Verbrennen oder Kreuzigen werden damit zur – leider auch wirksamen – Werbung für Extremgruppen, denen durch rechtliche Mittel etwa nicht Einhalt geboten werden kann. Vielmehr werden Recht und Gerechtigkeit verhöhnt. Dass dies im Rahmen von Religion dann, wenn die Universalität Gottes auf die Identifikation der eigenen Gruppe beschränkt wird, geschieht, ist besonders bedrückend.

So macht der Theologe Friedrich Wilhelm GRAF darauf aufmerksam, „dass Religion nicht per se gut sei. Nicht zuletzt mit Blick auf die Situation im Nahen Osten stellt er fest: ‚Glaube an Gott kann den

Menschen enthemmen, brutalisieren, mit Ekel und Hass erfüllen. Angriffe auf andere können als heilige Handlung liturgisch inszeniert werden.⁴ Es gelte grundsätzlich für jede historische Religion, dass Gewaltbereitschaft und aggressive Enthemmung ihren Ursprung im Zentrum religiösen Glaubens haben können.⁵ So schreibt Stefan ORTH unter der fragenden Überschrift: „Grausame Religion?“ Es wäre wichtig, durch die Geschichte hin zu analysieren, wann und unter welchen Umständen Religionen zu solch verengenden Anschauungen, die den Kurzschluss der Gewalt quasi als selbstverständlich betrachten und damit nicht nur legitimieren, sondern sogar fordern und in der Loslösung von Relativierungen brutalisieren, gelangen. Das geschieht besonders auch dann, wenn Gott, auf den hin der Mensch sich transzendieren kann und soll, zu einem Gott in den Händen von religiösen Gruppierungen, zu einem Konstrukt solcher Menschen wird, einem Konstrukt, das aber als unantastbar und höchst real dargestellt wird. Damit wird in der vermeintlichen Beziehung auf die Transzendenz die transzendente Dimension beschnitten.

4. Wie wirkt ein Friedensstifter?

In der Weltfriedensbotschaft sind mehrere Eigenschaften und Aktivitäten von Friedensstiftern angesprochen. Dabei ist bezeichnend, dass Friedensstiftung sich im Zusammenhang dieser Botschaft nicht, wie schon kurz angedeutet, auf die konkrete Beilegung von Konflikten durch das Einnehmen der Figur des Dritten, des Verhandlers, etwa bezogen wird, sondern grundlegende Aktivitäten, die die Basis für den Frieden legen, im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Es geht also nicht in erster Linie um politische Strukturen oder um völkerrechtliche Prozeduren, sondern um den Aufbau von Haltungen und grundsätzlichen Elementen des Friedens. Dies soll mit einigen Formulierungen, die für Friedensstifter als bezeichnend Darstellung finden, gezeigt werden:

⁵ ORTH Stefan, *Grausame Religion?*, in: Herder Korrespondenz 68 (2014) H. 10, 487-489, 489.

- „Friedensstifter im Sinne der Seligpreisung Jesu ist derjenige, der das Wohl des anderen sucht, das umfassende Wohl von Seele und Leib, heute und morgen.“ (2013, 3)

Auf den anderen zuzugehen, das Wohl des jeweilig anderen zu suchen, das Wohl, das ganzheitlich in der körperlichen wie auch der geistigen Dimension zu sehen ist und sich nicht auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkt, sondern auch nachhaltig in die Zukunft weist, das bedeutet, den Frieden grundzulegen. Dabei gilt es in Ausrichtung auf Nachhaltigkeit auch die Zukunft miteinzubeziehen. Wenn man Frieden als einen Prozess der zunehmenden Verwirklichung von Menschenrechten sieht, dann liegt in der Förderung dieser Menschenrechte eine wesentliche Basis des Friedens.

„Friedensstifter sind diejenigen, die das Leben in seiner Ganzheit lieben, verteidigen und fördern“ (2013, Überschrift zur Nr. 4.).

Krieg ist fundamental gegen das Leben gerichtet, in seiner Existenz wie auch in seiner Qualität. Der Schutz des menschlichen Lebens „von seiner Empfängnis an, in seiner Entwicklung bis zu seinem natürlichen Ende“ (2013, 4), also der Schutz des menschlichen Lebens „in all seinen Dimensionen – der persönlichen, gemeinschaftlichen und der transzendenten“ (2013, 4) ist Basis der Friedienstiftung. Denn: „Das Leben in Fülle ist der Gipfel des Friedens.“ (2013, 4)

- „Der Friedensstifter muss sich vor Augen halten, dass in wachsenden Teilen der öffentlichen Meinung die Ideologie des radikalen Wirtschaftsliberalismus und der Technokratie die Überzeugung erwecken, dass das Wirtschaftswachstum auch um den Preis eines Schwunds der sozialen Funktion des Staates und der Netze der Solidarität der Zivilgesellschaft sowie der sozialen Rechte und Pflichten zu verfolgen sei.“ (2013, 4) Wachsam zu sein gegen ideologische Verkürzungen – Ideologie kann ja als eine Anschauung, die auf einem verkürzten Menschen- und Gesellschaftsbild aufbaut, angesehen werden – ist wesentliche Aufgabe dessen, der Frieden grundlegen will. Wenn der Papst von Technokratie spricht, so hat er jene Verkürzung im Auge, die davon ausgeht, mit einem Konzept des Wirtschaftswachstums und einer isolierten Betrachtung von Wirtschaft *den* Entwicklungsschritt

gesetzt zu haben. Wirtschaft ist eine Voraussetzung für ein gutes Leben, aber nicht schon das gute Leben. Es bedarf des – auch politischen – Bemühens um den Einbau der Wirtschaft und anderer gesellschaftlicher Bereiche in das Ganze eines gelingenden Lebens für alle. Wenn Papst BENEDIKT zu bedenken gibt, dass das Recht auf Arbeit zu „den heute am meisten bedrohten sozialen Rechten und Pflichten gehört“ (2103, 4), so erinnert er indirekt damit an eine alte Forderung der katholischen Soziallehre, dass Arbeit vor Kapital geht, und er fordert damit eine Lenkung der Märkte in die Richtung, dass dieses Recht für möglichst alle verwirklicht werden kann. „Voraussetzung im Hinblick auf die Verwirklichung dieses ehrgeizigen Zieles ist eine neue, auf ethischen Prinzipien und geistigen Werten beruhende Sicht der Arbeit, die ihr Verständnis als fundamentales Gut für die Person, die Familie und die Gesellschaft stärkt.“ (2013, 4) Es geht konkret um einen Sozialstaat, der im Ausgang von der Ergänzungsbedürftigkeit des Menschen wie auch seiner Fähigkeit zur eigenen Gestaltung Hilfe möglichst zur Selbsthilfe ausgestaltet.

- „Konkret zeigt sich in der wirtschaftlichen Aktivität der Friedensstifter als derjenige, der mit den Mitarbeitern und den Kollegen, mit den Auftraggebern und den Verbrauchern Beziehungen der Fairness und der Gegenseitigkeit knüpft.“ (2013, 5) Im Ansprechen der verschiedenen Stakeholder im wirtschaftlichen Geschehen, in der Betonung, dass der wirtschaftliche Prozess auch durch die Logik der Gabe, die Papst BENEDIKT schon in seiner Enzyklika *Caritas in Veritate* (Nr. 36) neben der Ebene des Rechts und des Vertrages als ethische Säule der Wirtschaft angesprochen hatte, zu gestalten ist, entwirft der Papst ein Bezugsnetz für die Wirtschaft, das ein Netz des Friedens ausbilden helfen kann, weil der Mensch nicht nur als Arbeits- oder Konsumwesen, sondern als ganzer Mensch gesehen wird. Dabei ist es in der gegenwärtigen Situation bedrückend zu sehen, dass wirtschaftliche Einrichtungen in ihrer Konzentration auf den Eigennutz beispielsweise Sanktionen gegen Russland – wie immer man zu ihnen stehen mag – etwa sehr zurückhaltend gegenüberstehen, das wirtschaftliche Argument somit einer eindeutigen Haltung Aggressoren gegenüber die Oberhand

erhält und einer klaren Friedensausrichtung gegenübersteht. Dabei zeigt sich dann, dass wirtschaftliche Verbindungen, die oft als einen Krieg eindämmend gesehen werden, gerade den Krieg befeuern, wenn die Wirtschaft sich verselbstständigt und keine gesamtgesellschaftliche und staatliche Einbettung mehr hat.

- „Die Sorge der zahlreichen Friedensstifter muss sich außerdem – mit größerer Entschiedenheit, als das bis heute geschehen ist – der Nahrungsmittelkrise zuwenden, die weit schwerwiegender ist als die Finanzkrise.“ (2013, 5) Dem Papst geht es also in erster Linie um das Überleben der in Armut und Abhängigkeit, wesentlich auch im Hunger dahinvegetierenden Menschen, bevor Luxusbedürfnisse anderer befriedigt werden. Wenn Nahrung, wenn Trinkwasser nicht gesichert sind, so liegt in diesem Mangel eine wesentliche Gefahr für Krieg. Das Gemeinwohl besteht darin, dass das größtmögliche Glück für alle zu erreichen versucht wird, was bedeutet, in erster Linie die Grundbedürfnisse derer, die um das Überleben kämpfen, zu befriedigen, bevor man die Luxusbedürfnisse der Wohlhabenden berücksichtigt. Überleben aller muss vor dem Gut-Leben einiger stehen, bzw. die beiden Aspekte müssen vereinbar gemacht werden. In seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium* findet Papst FRANZISKUS in diesem Zusammenhang drastische Worte in der Nummer 53: „Ebenso wie das Gebot ‚du sollst nicht töten‘ eine deutliche Grenze setzt, um den Wert des menschlichen Lebens zu sichern, müssen wir heute ein ‚Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung und der ‚Disparität der Einkommen‘ sagen. Diese Wirtschaft tötet. Es ist unglaublich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baisse um zwei Punkte in der Börse Schlagzeilen macht. Das ist Ausschließung. Es ist nicht mehr zu tolerieren, dass Nahrungsmittel weggeworfen werden, während es Menschen gibt, die Hunger leiden. Das ist soziale Ungleichheit. Heute spielt sich alles nach den Kriterien der Konkurrenzfähigkeit und nach dem Gesetz des Stärkeren ab, wo der Mächtigere den Schwächeren zunichte macht. Als Folge dieser Situation sehen sich große Massen der Bevölkerung ausgeschlossen und an den Rand gedrängt: ohne Arbeit, ohne

Aussichten, ohne Ausweg. Der Mensch an sich wird wie ein Konsumgut betrachtet, das man gebrauchen und dann wegwerfen kann. Wir haben die ‚Wegwerfkultur‘ eingeführt, die sogar gefördert wird. Es geht nicht mehr einfach um das Phänomen der Ausbeutung und der Unterdrückung, sondern um etwas Neues: Mit der Ausschließung ist die Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der man lebt, an ihrer Wurzel getroffen, denn durch sie befindet man sich nicht in der Unterschicht, am Rande oder gehört zu den Machtlosen, sondern man steht draußen. Die Ausgeschlossenen sind nicht ‚Ausgebeutete‘, sondern Müll, ‚Abfall‘.“

- „*Mit Nachdruck möchte ich noch einmal betonen, dass die zahlreichen Friedensstifter aufgerufen sind, sich mit ganzer Hingabe für das allgemeine Wohl der Familie und für die soziale Gerechtigkeit sowie für eine wirksame soziale Erziehung einzusetzen.*“ (2013, 6) Friede setzt unten an, an der Basis. Die Familie als Tor zur Humanität kann damit als Tor zum Frieden ausgestaltet werden. Im Erlernen der Tugenden, die soziale Gerechtigkeit tragen, und in der Einübung dieser Tugenden im Alltag wird die Basis für den Frieden gefestigt. Das heißt nun nicht, dass der Friede automatisch von der Familie auf den Staat und auf überstaatliche Ordnungen überspringt – Friede muss in einer umfassenden Strategie auf allen Ebenen gestaltet werden–, Friede braucht aber konkrete Lern- und Verwirklichungsfelder, auf denen er in Beachtung der Subsidiarität aufbauen kann. Dies ist ja auch Inhalt einer Pädagogik des Friedens. Denn wie der Papst schreibt: Diese Pädagogik „verlangt ein reiches inneres Leben, klare und gute moralische Bezüge, ein entsprechendes Verhalten und einen angemessenen Lebensstil.“ (2013, 7)

- „*Die Begegnung mit Jesus Christus formt die Friedensstifter, indem sie sie zur Gemeinschaft und zur Überwindung des Unrechts anhält. Ein besonderer Auftrag gegenüber dem Frieden wird von den kulturellen Einrichtungen, den Schulen und den Universitäten wahrgenommen.*“ (2013, 6) In der Begegnung mit Jesus Christus kann eine Verankerung „in einem soliden anthropologischen und ethischen Fundament“ (2013, 6) erfolgen, ein ganzheitlicher Ansatz und der „Halt eines neuen Denkens, einer neuen kultu-

rellen Synthese, um Technizismen zu überwinden und die mannigfaltigen politischen Tendenzen im Hinblick auf das Gemeinwohl aufeinander abzustimmen“ (2013, 6), erlauben die Eröffnung von Perspektiven. Eine Kultur des Friedens, die auf Versöhnung aus ist, kann und soll in dieser Pädagogik des Friedens auf allen Ebenen grundgelegt werden. Damit kann ein falscher Friede, „der die Gewissen immer mehr abstumpft, der zum Rückzug in sich selbst und zu einem verkümmerten Leben in Gleichgültigkeit führt“ (2013, 7) aufgedeckt werden; ein Friede, der Friedensopfer, die infolge einer falschen Friedensausrichtung nach dem Motto „Sie schreien Frieden, Frieden, aber es gibt keinen Frieden“ unsensibel den Opfern einer solchen Entwicklung gegenüber wird. Im Gegensatz dazu sind Friedensstifter „Werkzeuge des Friedens“, die in Gott als dem, der Perspektiven eröffnet, der etymologischen Wurzel des hebräischen Schaloms folgend, seinen Bezug zur Ganzheit findet. So bleibt der Wunsch des Papstes, „dass alle als wahre Friedensstifter an dessen Aufbau mitwirken“ (2013, 7) eine Aufforderung an alle, das „Unterholz“ des Friedens im Aufbau von friedensfördernden Haltungen und Strukturen zu pflegen. Konkrete Friedensstiftung als Lösung von bestimmten Konflikten, die in dieser Weltfriedensbotschaft kaum angesprochen wird, bedarf dieses Klimas, in dem Friede wachsen kann.

5. Brüderlichkeit als Grundstein des Friedens

Darauf aufbauend und diese Ansätze von Friedensstiftung vertiefend steht bei Papst FRANZISKUS die Brüderlichkeit als „Fundament und Weg des Friedens“ im Mittelpunkt der Betrachtung. Dabei ist es für manche eine Herausforderung, dass in der deutschen Übersetzung von Brüderlichkeit und nicht von Geschwisterlichkeit gesprochen wird. Von der Übersetzung einmal abgesehen geht es bei dieser Rede von Brüderlichkeit um ein ganz persönliches Verhältnis zwischen zwei Menschen, das dann auf andere übertragen wird. „In der Tat ist die Brüderlichkeit eine wesentliche Dimension des Menschen, der ein relationales Wesen ist. Das lebendige Bewusstsein dieser Bezüglichkeit bringt uns dazu, jeden Menschen als wirkliche Schwester bzw.

wirklichen Bruder zu sehen und zu behandeln; ohne dieses Bewusstsein wird es unmöglich, eine gerechte Gesellschaft und einen gefestigten, dauerhaften Frieden aufzubauen.“ (2014, 1) In der Wahrnehmung und im Ausbau dieser konkreten Bezüglichkeit des Menschen liegt also für Papst FRANZISKUS der Grund des Friedens. In der Öffnung des Blickes auf den anderen als einen Bruder oder eine Schwester wird die Liebe zur „Sehbedingung der Gerechtigkeit“⁶, wie Nikolaus Monzel formuliert. Wird Friede als Werk der Gerechtigkeit gesehen und soll diese Gerechtigkeit nicht beengend werden, so bedarf es des liebenden Zuganges zum anderen, der davon ausgeht, dass es gut ist, dass es den anderen gibt und dass es ihn in Beziehung zu mir gibt. Diese aufeinander beziehende Liebe, die zum gerechten Ausgleich führen soll, ist für FRANZISKUS in der Familie grundgelegt. Der Papst macht ja darauf aufmerksam, dass man Brüderlichkeit gewöhnlich in der Familie zu lernen beginnt, „vor allem dank der verantwortlichen und einander ergänzenden Rollen aller ihrer Mitglieder, besonders des Vaters und der Mutter.“ (2014, 1) Aber es sind nicht in erster Linie Väterlichkeit oder Mütterlichkeit, die der Papst als Fundament des Friedens anspricht, vielleicht wegen des Beziehungsgefälles aufgrund von Ursprung und Abkunft, sondern die Brüderlichkeit, die in der prinzipiellen Gleichheit das je eigene Wesen des Bruders oder der Schwester achtet. In der Verschiedenheit der Geschwister trotz gleicher Herkunft liegt ja der Gestaltungsauftrag, der in der Besinnung auf die gleiche Herkunft auf ein friedliches Zusammensein hin zielen soll.

Die Familienbezeichnungen Vater, Mütter, Bruder, Schwester geben nun einen Hinweis auf die mit den Familienrollen verbundenen Ansatzpunkte für den Frieden. Der fundamentale Bezug von Eltern und Kindern in einem gewissen „Voraus“ der elterlichen Autorität lässt in der gegenseitigen Verwiesenheit eine Dimension des Friedens sichtbar werden. Die Abstammung bedeutet nämlich Verwiesenheit und intensiven Zusammenhang in vertikaler Richtung. In der Abhängigkeit von Gott als dem Vater zeigt sich in der personalen Bezogenheit zugleich

⁶ MONZEL, Nikolaus, *Die Sehbedingung der Gerechtigkeit*, in: DERS., *Solidarität und Selbstverantwortung*, München o.J. (1960), 53-71, 67.

auch das Faktum der Geborgenheit. In der Brüderlichkeit und Geschwisterlichkeit zeigen sich horizontale Bezogenheit, aber auch Konkurrenz der von einem gemeinsamen Vater Abstammenden. Papst FRANZISKUS zeigt dieses mit dem biblischen Brüderpaar Kain und Abel. „Ihre tiefste Identität und damit ihre Berufung ist die, *Brüder zu sein*, trotz der Verschiedenheit ihrer Beschäftigung und ihrer Kultur sowie der Art ihrer Beziehung zu Gott und zur Schöpfung.“ (2014, 2) In der Verschiedenheit auf horizontaler Ebene liegt nun oft die Versuchung, diese auf die vertikale Ebene abbilden zu wollen, als ein Auserwähltsein oder auch eine Verstoßung. Hierin gründet dann vielleicht die tiefste Form der Rivalität, die sich in der Legitimierung seines eigenen Verhaltens dem Bruder gegenüber aus dem Bewusstsein der Erwähltheit bzw. Nicht-Erwähltheit durch den Vater heraus definiert. Der Frage: „Wo ist dein Bruder“ folgt dann nur zu leicht die provokative Gegenfrage: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ Das Böse, die Sünde, die an der Tür lauert, findet dann in der brüderlichen Konkurrenz um die Liebe des Vaters, eine Konkurrenz, die sich nun aber von der verbindenden Brüderlichkeit entfernt, Einzug in das konkrete Verhältnis. „Auf diese Weise macht er seine ursprüngliche Berufung, Sohn zu sein und die Brüderlichkeit zu leben, zunichte.“ (2014, 2) Wenn sie Bereitschaft, sich der totalen Konkurrenz der Brüder in Bezug auf den Anspruch durch Rechtfertigung im Vater in der Brüderlichkeit zu entziehen, fehlt, resultiert daraus nur zu leicht Krieg. Dies geschieht etwa, wenn in fundamentalistischen Strömungen von Christentum, Judentum oder Islam der Bezug zu Gott in einer Form exklusiv gestaltet wird, die ein inklusives Bruderverhältnis ausschließt. Ohne diese Brüderlichkeit in Beanspruchung Gottes für sich, eine Usurpierung des Vaters durch die Kinder, sind Kriege im Namen Gottes vorprogrammiert. Und diese Kriege sind dann brutalste Kriege, wenn man in der Exklusivstellung seines Bezugs zu Gott den Bruder als den glaubt sehen zu müssen, der den Vater verrät, während man selbst den Vater verrät. Während Kain sein Verhältnis zu Abel in der Ablehnung durch Gott glaubt sehen zu müssen, und daraus Mord resultiert, kann dieses ebenso im Glauben der Auserwähltheit durch den Vater und der damit gegebenen Verweigerung der Brüderlichkeit

geschehen. „Die Erzählung von Kain und Abel lehrt, dass der Menschheit eine Berufung zur Brüderlichkeit gleichsam eingeschrieben ist, dass sie aber auch die dramatische Möglichkeit besitzt, diese zu verraten. Das bezeugt der tägliche Egoismus, der den vielen Kriegen und den vielen Ungerechtigkeiten zugrunde liegt: Viele Menschen sterben ja durch die Hand von Brüdern oder Schwestern, die sich nicht als solche – das heißt als für die Wechselseitigkeit, die Gemeinschaft und die Gabe geschaffene Wesen – erkennen können.“ (2014, 2) Es bedarf somit der Ergänzung des Verhältnisses Väterlichkeit – Kindschaft durch Brüderlichkeit, um Frieden zu erreichen.

Gerade auf diesem Hintergrund kann ja auch die christliche Lehre von der Menschwerdung Gottes in Christus gesehen werden. Gott ist nicht nur Gott-Vater, sondern auch Gott-Bruder, nicht nur Ziel, sondern auch Weg, um es in Ablehnung an Augustinus⁷ zu sagen. „Die Wurzel der Brüderlichkeit liegt in der Vaterschaft Gottes.“ (2014, 3) Aber auch: „Die menschliche Brüderlichkeit ist besonders *in* und *von* Jesus Christus mit seinem Tod und seiner Auferstehung zu neuem Leben erweckt.“ (2014, 3) Nicht eines der Kinder kann einen Bruder exklusiv beanspruchen, sondern es ist Berufung, sich als Bruder und Schwester Jesu Christi zu erweisen. Papst FRANZISKUS bezieht sich in seiner Argumentation dabei besonders auf den Kreuzestod und die Auferstehung „Das Kreuz ist der endgültige ‚Ort‘ der *Grundlegung* der Brüderlichkeit, die die Menschen alleine nicht herstellen können. Jesus Christus, der die menschliche Natur angenommen hat, um sie zu erlösen, macht uns dank seiner Liebe zum Vater, die bis zum Tod – und bis zum Tod am Kreuz reicht (vgl. *Phil* 2, 8), durch seine Auferstehung zu einer *neuen Menschheit*, die ganz mit dem Willen Gottes und seinem Plan verbunden ist, die die vollkommene Verwirklichung der Berufung zur Brüderlichkeit einschließt.“ (2014, 3)

In der Überwindung der in der unter Brüdern und Schwestern herrschenden Konkurrenz mitbedingten Trennung der Brüder und Schwestern kann eine tragfähige Basis für den Frieden geschaffen

⁷ AUGUSTINUS, *De civitate Dei* 11.2: „Sola est autem adversus omnes errores via munitissima, ut idem ipse sit Deus et homo; quo itur Deus, qua itur homo.“ CCL 48. 322.

werden. „In der Familie Gottes, wo alle Kinder des einen Vaters und, in Christus eingefügt, *Söhne im Sohn*, sind, gibt es keine ‚Wegwerf-Leben‘. Alle erfreuen sich derselben unantastbaren Würde. ... Das ist der Grund, warum man gegenüber dem Geschick der Brüder und Schwestern nicht gleichgültig bleiben kann.“ (2014, 3) Brüderlichkeit bedeutet demnach, dass der andere nicht gleichgültig ist, sondern, aufgenommen in das Beziehungsnetz, am Gemeinsamen teilhaben kann, auf seine oder ihre Art, die sich aber am gemeinsamen Ursprung und dem gemeinsamen Ziel der Gemeinschaft mit dem Vater orientiert. Brüderlichkeit bezeichnet gleichsam die Brechung des patriarchalen Systems durch das demokratische Element. Der Frage „Wo ist dein Bruder?“ wird damit zu einer Aufforderung, mit dem Bruder auf den Vater zu schauen.

Auf diesem Hintergrund bezieht sich Papst FRANZISKUS auf die Enzyklika *Populorum Progressio* von Papst PAUL VI. mit der Betonung, dass die ganzheitliche Entwicklung, die erst im Modus der Brüderlichkeit in dieser Perspektive sichtbar werden kann, die Grundlage des Friedens ist. Noch deutlicher wird dieser brüderliche Bezug in der Umschreibung des Friedens als *opus solidaritatis* in der Nummer 39 der Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* von JOHANNES PAUL II., in der die Brüderlichkeit auch in den strukturellen Bereich der Nationen Ausweitung findet. „Wenn man den Frieden als *opus solidaritatis* betrachtet, ist es zugleich unmöglich, in der brüderlichen Gemeinschaft nicht sein wesentliches Fundament zu sehen.“ (2014, 4)

In der Zusammenarbeit für die gemeinsame Zukunft der Menschheit erscheint die Brüderlichkeit nach Papst FRANZISKUS unter einem dreifachen Aspekt: der Aufgabe der *Solidarität*, die nach Hilfe der reichen Länder für die wenig fortgeschrittenen ruft, der Aufgabe der sozialen *Gerechtigkeit*, „die eine Neuordnung der gestörten Beziehungen zwischen starken und schwachen Völkern unter korrekteren Bedingungen verlangt“ (2014, 4) und die auf einen Ausgleich von Entwicklungsbedingungen aus ist, und der Aufgabe „*der umfassenden Nächstenliebe*, die die Förderung einer menschlicheren Welt für alle einschließt, einer Welt, in der alle etwas zu geben und etwas zu empfangen haben“. (2014, 4)

Solidarität, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, das Fundament für alle drei muss die Brüderlichkeit als Ausgerichtetsein auf die gemeinsame Menschlichkeit in der je eigenen Art bilden, die Menschlichkeit, die respektiert werden muss, damit überhaupt in den Blick kommt, was jeder und jede zu geben vermag, die aber auch erst die Bereitschaft zu empfangen, vom anderen anzunehmen, weil es im anderen als gut erkannt wurde, stärkt.

6. Sklaverei als Antipode zur Brüderlichkeit

Wenn man in diesem Zusammenhang die Weltfriedensbotschaft von 2015 „Nicht mehr Knechte, sondern Brüder“ liest, so kann man gerade in der Sklaverei, die diese Botschaft als ein Hindernis für den Frieden anspricht, die fundamentale Verweigerung der Brüderlichkeit sehen. Damit wird auch der Blick auf Hindernisse, die Brüderlichkeit betreffend, in Richtung der Strukturen unserer Gesellschaft gerichtet. Ein wesentlicher Entwicklungsstrang ist dabei in der funktionalen Differenzierung gelegen, im Zug zur Indirektheit in unserer Gesellschaft.

Was meine ich damit? Die Entwicklung zur modernen Gesellschaft zeigt sich als eine spezifische Strukturbildung in den einzelnen gesellschaftlichen und staatlichen Bereichen entlang der Eigengesetzlichkeiten in diesen Sektoren. Im Politischen politisch, im Ökonomischen ökonomisch, im Technischen nach technischen Gesetz- und Regelmäßigkeiten zu agieren, das bedeutet einen wesentlichen Entwicklungsschub und auch die Loslösung aus der Abhängigkeit von zum Teil unterdrückenden gesamtgesellschaftlichen Ansprüchen. Sachgesetzmäßigkeiten in einem sachgerechten Handeln zur bestmöglichen Ausgestaltung der einzelnen Bereiche zu nützen, das dient dem besseren Gelingen der Sektoren. Damit ist eine Strukturentwicklung und Institutionalisierung gegeben, die Wege routinisiert und sie so der Beliebigkeit entzieht. Zugleich kann sich damit aber auch eine Vorherrschaft dieser Strukturen ausbilden, die einerseits dazu führt, dass das Ganze nun in die Teilbereiche verlagert wird und es auf diese Weise zu einer Gegenüberstellung und Blockade der Bereiche kommt. Andererseits führt diese Entwicklung leicht zur Indirektheit, die den

Bezug zum anderen nur über die Mittel der einzelnen Bereiche herstellt, also zu einer fundamentalen Indirektheit, die sich zum Verlust der Sensibilität dem anderen gegenüber auswachsen kann. In krasserer Form zeigt sich solche Indirektheit in der Kriegsführung heute, wo der, der Verwüstung anrichtet, oft nicht mit den Konsequenzen seines Tuns, das er etwa am Computer auslöst, konfrontiert ist. Der „Überhang“ der Mittel über die Ziele führt ja, wie es Papst JOHANNES PAUL II. gezeigt hat, zur Entfremdung des Menschen.

Solche Indirektheit ist in manchen Fällen positiv, weil der Sachgerechtigkeit dienend, kann aber in der Abkoppelung zur Unmenschlichkeit führen, zum „Durst nach Macht“ oder zur „Gier nach Profit“, die in der Anhäufung der Mittel das Ziel sehen. Wenn Papst FRANZISKUS 2015 die theologischen Wurzeln solcher Entfremdung anspricht – „In der Erzählung von den Ursprüngen der Menschheitsfamilie wird die Sünde der Entfernung von Gott, von der Figur des Vaters und vom Bruder zum Ausdruck der Verweigerung der Gemeinschaft und führt zur Kultur der Verknechtung (vgl. Gen 9, 25-27), mit den dazugehörigen Folgen, die von Generation zu Generation fortdauern: Ablehnung des anderen, Misshandlung von Menschen, Verletzung der Würde und der Grundrechte, Institutionalisierung der Ungleichheiten“ (2015, 2) –, dann kommt er auf diese Figur der Trennung zu sprechen, die Menschen zu Objekten macht, zu einer Pervertierung des Verständnisses vom Menschen als Sklaven führt. „Heute wie gestern liegt an der Wurzel der Sklaverei ein Verständnis vom Menschen, das die Möglichkeit zulässt, ihn wie einen Gegenstand zu behandeln. Wenn die Sünde das Herz des Menschen verdirbt und es von seinem Schöpfer und seinen Mitmenschen entfernt, werden letztere nicht mehr als Wesen gleicher Würde, als Brüder und Schwestern im Menschsein wahrgenommen, sondern als Objekte betrachtet. Der Mensch, der als Abbild Gottes und ihm ähnlich erschaffen ist, wird mit Gewalt, mit List oder durch physischen bzw. psychologischen Zwang seiner Freiheit beraubt, kommerzialisiert und zum Eigentum eines anderen herabgemindert, er wird als Mittel und nicht als Zweck behandelt.“ (2015, 4) Damit schließt sich der Kreis der Weltfriedensbotschaften: In einer Pädagogik der Brüderlichkeit werden die Faktoren, die den Menschen nur

über Mittel repräsentiert sehen, überwunden, und damit kann Frieden gestiftet werden.

Das Überhandnehmen teilweise unhinterfragter oder als unhinterfragbar dargestellter Strukturen, denen man nur mit einem „Das ist halt so!“ begegnet, trägt ja zu jenem Unbehagen bei, das in Bezug auf die heutige Politik stark ausgeprägt ist. Wenn etwa Reformen nur als so möglich, weil dem Sachzwang folgend, dargestellt werden, wenn das TINA-Prinzip vorherrschend gemacht wird, das Prinzip „There is no alternative“, dann macht sich leicht Unbehagen breit. Das gilt verstärkt, wenn der Bezug auf vorgegebene Strukturen ein Ansprechen der Probleme verhindert und im Namen dieses Vorgegebenen die Menschen in ihren Anliegen nicht geachtet werden. Das zeigt sich auf lokaler, nationaler oder internationaler Ebene, wenn Funktionen, zwar gut ausgebaut, aber vielleicht gerade deswegen strukturell verengt, zum Weiterschreiben des Gegebenen und damit zu einer Haltung des „Da kannst du nichts machen!“ führen. Die Pädagogik der Brüderlichkeit, die im Ausbauen des direkten Kontakts und der daraus folgenden Bindung die Strukturen des Indirekten in den Status von Mitteln führt und damit erst zu ihrer Wirksamkeit kommen lässt, stellt damit einen Weg der Friedensstiftung dar. Wenn das Geld etwa als einzige Bezugsgröße der Entwicklung, dazu noch abgekoppelt von der Realwirtschaft, gesehen wird, so führt das zu einer Verwerfung der Wirtschaft, von der Papst FRANZISKUS in seinem apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium* zu Recht sagt: „Diese Wirtschaft tötet!“ (Nr. 53)

Damit erweist sich Brüderlichkeit als Bekämpfung der Hindernisse für den Frieden. Während Papst FRANZISKUS sich 2015 weitgehend auf die Frage der Sklaverei beschränkt, die Formen von Sklaverei heute anspricht und in der Frage nach den Akteuren in einem gemeinsamen Einsatz zur Überwindung der Sklaverei auch die Aufgaben der Kirche konkret benennt, geht er ein Jahr zuvor auf Bereiche, in denen Brüderlichkeit einen Beitrag zur Erreichung des Friedens leisten könnte, ein.

So wird in der Nummer 5 die Brüderlichkeit als *Voraussetzung, die Armut zu besiegen*, angesprochen. Das „Fehlen eines brüderlichen Geistes

unter den Völkern und unter den Menschen“ wird vom Papst als eine „wichtige Ursache der *Armut*“ (2014, 5) genannt. Dabei geht er besonders auf die Beziehungsarmut ein. „In vielen Gesellschaften erleben wir eine tiefe *Beziehungsarmut*, die auf den Mangel an festen familiären und gemeinschaftlichen Verbindungen zurückzuführen ist.“ (2014, 5) Was in unseren Gesellschaften wenigstens wirtschaftlich reich zu machen scheint, nämlich ein ausgeprägter Individualismus, führt bei Weiterbildung zu einem egoistischen unbezogenen Individualismus zur Verarmung an Beziehungen, was sich ja in der etymologischen Wurzel des Wortes arm⁸, indogermanisch arbo, griechisch orphanos, das im Zusammenhang mit dem Begriff Erbe steht und verwaist, vereinsamt und damit bemitleidenswert bedeutet, zum Ausdruck bringt. Diese Verarmung an Beziehungen macht sowohl den Reichen arm wie auch den Armen ärmer, weil eine Entsolidarisierung Gesellschaften ärmer, damit oft aber auch konfliktgeladener macht. Der Papst spricht das mit folgenden Worten an: „Mit Sorge beobachten wir die Zunahme unterschiedlicher Arten von Entbehrung, Ausgrenzung, Einsamkeit und verschiedener Formen von pathologischer Abhängigkeit.“ (2014, 5) Die Besessenheit in Bezug auf materielle Güter – wir besitzen das, was uns besessen macht, oft nicht, sondern werden besessen –, stellt uns gegen die Brüderlichkeit, gerade weil wir die soziale Hypothek, die auf dem Eigentum liegt und die in der Lehre der Kirche immer wieder angesprochen wird, nicht ernst nehmen. Der Papst fordert zu einem Abgehen von dieser einseitigen Orientierung am Materiellen auf. Es geht um „die innere Losgelöstheit dessen, der sich für einen nüchternen, wesentlichen Lebensstil entscheidet; der die eigenen Reichtümer mit den anderen teilt und so die brüderliche Gemeinschaft mit ihnen erfahren kann.“ (2014, 5)

Um die „*Wiederentdeckung der Brüderlichkeit in der Wirtschaft*“ (2014, 6) geht es in der Nummer 6. In der Abkoppelung der Finanzwirtschaft von der Realwirtschaft und in weiterer Folge der letzteren vom Ganzen eines zu gestaltenden Lebens liegen nicht nur Herausforderungen der Krise, sondern auch Herausforderungen für die Brüderlichkeit,

⁸ Vgl. dazu: *Duden. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache*, Mannheim 42007 (Duden Bd.7), 47 (Stichwort arm) und 184 (Stichwort Erbe)

die Lebensbereiche wie Wirtschaft und Gesellschaft über die Beziehung der Menschen zusammenschließt. Es geht dem Papst dabei nicht nur um eine Veränderung der Wirtschaftsmodelle, sondern auch der Lebensstile. Daraus schöpft er auch die Hoffnung der Krise: „Die heutige Krise kann trotz ihrer schwerwiegenden Auswirkungen auf das Leben der Menschen auch eine günstige Gelegenheit sein, die Tugenden der Klugheit, der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und der Tapferkeit wiederzugewinnen. Sie können uns helfen, die schwierigen Momente zu überwinden und die brüderlichen Bande neu zu entdecken, die uns miteinander verbinden, im tiefen Vertrauen, dass der Mensch mehr braucht und mehr vermag als die Maximierung des eigenen individuellen Interesses.“ (2014, 6) Das unbedingte Streben nach mehr auf der materiellen Ebene ohne Verbreiterung der Basis der Brüderlichkeit im alltäglichen Zusammenleben führt nur zu leicht zu einem Untergraben dieses materiellen Mehr infolge der für die unsolidarische Entwicklung anfallenden Kosten für die Konkurrenz. *Korruption oder organisierte Kriminalität*, wie sie Papst FRANZISKUS in der Nummer 8 zum Thema macht, sind Ausdruck der Missachtung von Menschlichkeit und damit fundamental gegen die Brüderlichkeit gerichtet. Im Bestreben, sich den größten Vorteil in Auspressung des anderen zu verschaffen, werden Konflikte verschärft, parteiische Interessen treten in den Vordergrund, die Interessensverfolgung wird auf die eigene Gruppe beschränkt, indem sie die Durchsetzung der eigenen Ansprüche gegen die der anderen und in möglichster Unterdrückung dieser erreichen wollen, diese Elemente sind es, die „ein ständiges Klima des Konflikts fördern.“ (2014, 8) Dagegen setzt der Papst Folgendes: „Ein echter brüderlicher Geist besiegt den individuellen Egoismus, der den Menschen die Möglichkeit verstellt, in Freiheit und Harmonie miteinander zu leben.“ (2014, 8)

Unmenschlichkeit infolge einer einseitigen Individualisierung, die dem Personsein als Substanz und Verbundenheit gegenübersteht, ist eine Wurzel von Kriegen, weil mit diesem Absprechen des Personseins Erniedrigungen der Menschen verbunden sind, die dann glauben, nichts mehr verlieren zu können als ihre Fesseln. Wenn der Papst in dieser Nummer 8 dann auch auf das Problem der Drogen und der

Drogenkriege oder die Entmenschlichung in Gefängnissen anspricht, dann verweist er damit auf die durch das Vergessen der allgemeinen Brüderlichkeit erzeugten Konfliktfelder, die durch Desperados, Verzweifelte ohne Ziel, die das Ziel dann vielleicht noch in einem Ausbruch von Gewalt finden wollen, entstehen. Brüderlichkeit, die die Einbettungen der Menschen sieht, indem sie etwa das gemeinsame Geschenk aller Menschen, die Natur (2104, 9), pflegt, indem sie ihre „Grammatik“, wie es BENEDIKT XVI. in der Enzyklika *Caritas in Veritate* nannte, anerkennt, schafft die Basis der gemeinsamen Verantwortung. Die Erkenntnis zur Anerkennung ist ja der Kern der Brüderlichkeit, die dann auch Kriege zu verhindern imstande ist. „Entdeckt in dem, den ihr heute nur als einen zu schlagenden Feind betrachtet, wieder euren Bruder und haltet ein!“ (2014, 7) Eine solche Entdeckung ist nur in der Anerkennung der anderen als Bruder und Schwester möglich.

Schlussgedanke

Angesichts der bedrängenden Konfliktherde und Kriegsszenarien auf Brüderlichkeit zu rekurren, ist das nicht zynisch? Und beißt sich da die Katze nicht in den Schwanz: Würden sich die Menschen an die Brüderlichkeit halten, wäre es nicht zu den kriegerischen Auseinandersetzungen gekommen, zu kriegerischen Auseinandersetzungen, die nun den Aufbau von Brüderlichkeit verhindern. Mit dem Beschwören von Brüderlichkeit kann kein Frieden erreicht werden! Sicherlich, mit ihr allein nicht. Der Aufbau von Brüderlichkeit und die auf diesem Hintergrund vorgeschlagenen Maßnahmen in den letzten drei Weltfriedensbotschaften sind grundsätzlicher Art, die noch kein rasches Programm eines Friedensschlusses bedeutet. Aber alle Waffenstillstände, die politisch ausverhandelt werden, alle Friedensschlüsse sind auch nur prekär, wenn nicht eine grundsätzliche Veränderung der Werthaltungen parallel dazu Platz reift. Vor allem kann eine nachhaltige Basis für den Frieden nur erweitert werden, wenn den funktionalistischen Betrachtungen in den einzelnen Bereichen, die, wie schon angesprochen, dem TINA-Prinzip (There is no Alternative) folgen, das von der

Alternativlosigkeit der Gestaltung ausgeht, nicht die Alternative der Brüderlichkeit entgegengestellt wird. Der Logik der Einzelbereiche, die sich als alternativlos darstellen, bedürfen einer Brechung durch das in der Brüderlichkeit gelegene „Es geht auch anders.“

Papst FRANZISKUS geht darunter hinaus: „Der notwendige Realismus der Politik und der Wirtschaft darf nicht auf einen Technizismus ohne Ideale reduziert werden, der die transzendente Dimension des Menschen außer Acht lässt. Wenn die Öffnung auf Gott hin fehlt, verarmt alles menschliche Tun, und die Personen werden zu Objekten herabgewürdigt, die man ausbeuten kann.“ (2014,10) Und man muss hinzufügen: Die Ausbeutung erfolgt manchmal auch in Unterstützungsformen. Anders dagegen folgendes Bild: Das Bild zeigt ein Indiomädchen von 6, 7 Jahren. Dieses Mädchen trägt auf seinem Rücken in ein Tuch gewickelt einen kleinen Buben. Unter diesem Bild steht ungefähr folgender Text:

Auf steilem, holprigem Weg traf ich ein Mädchen, das schwer an einem Kind auf seinem Rücken trug. Da sagte ich zu diesem Mädchen: Du trägst da wohl eine schwere Last.

Jetzt kommt der entscheidende Satz:

Das Mädchen antwortete empört: „Ich trage doch keine Last, ich trage meinen Bruder!“

Wenn auch der andere oft eine schwere Last ist – da dürfen wir uns nichts vormachen –, im anderen aber nicht in erster Linie die Last zu sehen, sondern die Schwester, den Bruder, die mitgetragen werden sollen, dies müsste uns Christen auszeichnen. Diese Haltung in der Politik zum Tragen zu bringen, würde die Welt viel menschlicher und friedlicher machen.

Wie Terror nicht im luftleeren Raum entsteht, „sondern einen sozialen, politischen und geistigen Nährboden hat“⁹, so ist Brüderlichkeit jene Haltung, die Terror und Krieg den Nährboden entzieht. Brüderlichkeit bedeutet, den Menschen jenseits jeder Nation, jenseits jeder Funktionalisierung, jenseits des Geschlechts als Menschen zu sehen

⁹ KERMANI, Navid, *Wir wehren uns!* In: Die Zeit, 15. Januar 2014, Nr. 3. 41.

und daraus Solidarität abzuleiten, Solidarität in Gegenseitigkeit, die Solidarität auf Gegenseitigkeit als Reziprozität erst gelingen lässt.

Angesichts der Anschläge in Paris Anfang Jänner 2015 hielt Navid KERMANI, Schriftsteller und Orientalist, Muslim iranischer Abstammung, am 14. Jänner 2015 anlässlich einer Trauerkundgebung für die Opfer eine Rede, in der er das mit Brüderlichkeit benannte gemeinsame Menschsein ansprach. KERMANI sagte: „Die letzten Tage haben uns daran erinnert, dass wir bei allen politischen Rechten und gesetzlichen Regeln immer auch das Moment der Brüderlichkeit im Blick haben müssen, der Empathie, des Einstehens für die Schwächeren, der Gastfreundschaft gegenüber dem Fremden, der Solidarität mit dem Verfolgten. Das war der entscheidende zivilisatorische Durchbruch, der 1789 sicher noch nicht gelungen, aber doch begonnen wurde, die Übertragung des biblischen Gebotes der Nächstenliebe auf die gesellschaftliche Wirklichkeit: nicht wir Franzosen und wir Deutschen, nicht wir Weißen über den Schwarzen, nicht wir Einheimischen über den Fremden, nicht die Männer über die Frauen, nicht wir Adligen und wir Bürger, nicht wir Kapitalisten und wir Arbeiter, nicht wir Christen, wir Juden und wir Muslime, nicht wir Europäer, wir Asiaten und wir Afrikaner – nein, wir Menschen.“¹⁰

Ja, wir Brüder und Schwestern, mit Verschiedenheiten, Unterschieden, aber mit der gleichen Berufung zur Erfüllung unseres Menschseins. Die in dieser Brüderlichkeit geschaffene Grundbedingung, zugleich auch auf das Ziel, ist der Friede.

Mit Neujahrsgrüßen verbinden wir oft den Wunsch nach Frieden, ist durch das Kommen des Friedensfürsten zu Weihnachten dieser Wunsch nach Frieden doch immer wieder neu belebt. Überhaupt öffnen Grußformeln sehr oft den Blick auf Frieden, wenn wir nur an das hebräische Schalom oder das arabische Salam denken. Der Gruß stellt die Grüßenden auf eine gemeinsame Ebene, die sich trotz aller Verschiedenheiten zeigt, nämlich die Basis der Menschlichkeit, die Herzstück des Friedens ist. Und dem Anderen im Gruß die Hand zu

¹⁰ Ebd. 41.

reichen, bedeutet ja auch, auf die Waffenlosigkeit hinzuweisen und damit auf den guten Willen zur gemeinsamen Verständigung. Nicht auf Knien wie die Knechte gehen wir auf andere zu, sondern in Ausrichtung auf Umarmung wie Geschwister.

Mit dem Titel „Nicht mehr Knechte, sondern Brüder“ der Weltfriedensbotschaft von 2015 führt Papst FRANZISKUS seinen Gedanken der Brüderlichkeit als Grundlage des Friedens, den er ein Jahr zuvor zum Thema gemacht hatte, weiter. Für Zustände, in denen Menschen zu Knechten gemacht werden, verbietet sich der Name Friede. Und im Blick auf Weihnachten verbietet es sich, andere als Sklaven und Knechte zu betrachten, denn einer ist unser aller Bruder geworden, damit wir uns geschwisterlich begegnen.

Wenn der Papst die Sicht der Anderen als Geschwister als die christliche Perspektive anspricht, so will er damit den in der Globalisierung und in den Entwicklungen der heutigen Gesellschaft gelegenen Entwicklungen in Richtung Indirektheit begegnen, die unter anderen Bedingungen für die Sicht der Menschen als Mittel und damit für die Globalisierung der Gleichgültigkeit darstellen. In der Sicht der Anderen als Geschwister tun sich Perspektiven der Globalisierung auf in Richtung Brüderlichkeit, die eine haltende Basis für den Frieden ist. Denn ein Krieg ist ja der äußerste Punkt der Erklärung des Menschen zu einem Mittel. So gilt es die „Brüderlichkeit [zu] globalisieren, nicht die Sklaverei noch die Gleichgültigkeit“, wie die Überschrift vor Nummer 6 der Weltfriedensbotschaft 2015 lautet.

Peter Sequard-Base

Entwicklung und Konzepte der Naturwissenschaften – ausgewählte Aspekte am Beispiel der Physik

Ich möchte Ihnen zuerst die Entwicklung der Naturwissenschaften am Beispiel der Physik im Rahmen eines historischen Streifzuges vorstellen. Den Abschluss bilden dann einige exemplarische Ausführungen zum Thema Wissenschaftstheorie.

„Naturwissenschaft“ in der Antike

Es ist naheliegend, dass man zuerst mit den Grundlagen unseres Denkens in der europäischen Antike beginnt. Diese Grundlagen sind die drei klassischen Axiome der Logik, das vierte Axiom (Satz vom zureichenden Grund) ist dann erst viel später durch LEIBNIZ (1646–1716) hinzugekommen. Die genannten drei klassischen Axiome stammen in ihrer Grundformulierung von PARMENIDES (~520–460 v. Chr.), während ARISTOTELES (384–322 v. Chr.) sie dann in die Form gebracht hat, wie wir sie heute kennen. Diese drei Axiome sind der:

- *Satz von der Identität:*

Dieses Axiom ist das Wichtigste, weil es für die korrekte, eindeutige und klare Begriffsbildung verantwortlich ist. Logisch richtig definiert wird ein Begriff durch einen nächstliegenden Oberbegriff und ein spezifisches Artmerkmal. Ohne eindeutige Begriffsbildung gibt es keine Wissenschaft ganz allgemein und daher auch keine Naturwissenschaften beziehungsweise auch keine Theologie. In der Mathematik baut der „direkte Beweis“ auf dem Satz von der Identität und dem damit verbundenem klaren Begriffsumfang und Begriffsinhalt auf.

- *Satz vom (konträren) Widerspruch:*

Dieser Satz besagt, dass, wenn zwei Aussagen einander widersprechen, *mindestens eine Aussage falsch* sein muss.

- *Satz vom (kontradiktorischen/vollständigen) Widerspruch:*

Wenn zwei Aussagen einander *vollständig* widersprechen, ist *eine Aussage richtig*. Für die Mathematik ist dieser Satz wichtig, da sich auf ihn der so genannte „indirekte Beweis“ stützt. Dabei geht man vom vollständigen Gegenteil dessen aus, was man beweisen will und führt diese gegenteilige Aussage auf einen Widerspruch, also auf eine Verletzung der Identität zurück. Damit gilt die ursprüngliche Aussage als richtig und die fundamentale Bedeutung der Identität (Widerspruch als Identitätsverletzung) wird ebenfalls ersichtlich.

ARISTOTELES hat neben der eben skizzierten Logik auch die Grundzüge des richtigen Schließens gelehrt. Wir sprechen hier von den drei wichtigsten Schlussformen. Das sind die:

- *Deduktion*: Dabei wird vom *Allgemeinen zum Besonderen* geschlossen und das ist *immer richtig*. Diese Schlussform hat die Naturwissenschaft seit ARISTOTELES bis zu den Zeiten GALILEIS geprägt.

- *Induktion*: Das ist der Schluss, bei dem vom *Besonderen zum Allgemeinen* gefolgert wird also der zur Deduktion umgekehrte Fall. Es ist offensichtlich, dass eine Schlussfolgerung auf diese Weise *nicht notwendigerweise richtig* sein muss. Trotzdem, es handelt sich im Prinzip um das Verfahren, nach dem die Naturwissenschaft heute betrieben wird. Das heißt konsequenterweise, dass Naturgesetze so nicht beweisbar sind!

- *Analogie*: Dabei wird über die *Ähnlichkeit von Aussagen* argumentiert, was auch *nicht richtig sein muss*, sich in der Praxis aber als sehr hilfreich erweist.

Wie bereits am Anfang erwähnt, wollen wir uns hier in erster Linie mit der Physik beschäftigen, stellvertretend für alle anderen Naturwissenschaften. Da ist es natürlich interessant zu fragen, was hat denn ARISTOTELES unter „Physik“ verstanden? Oder präziser formuliert, welche Methodik liegt der „Physik“ von ARISTOTELES zu Grunde?

Er hat aus seiner Sicht das einzig richtige Schlussverfahren angewendet, nämlich die Deduktion. Die prinzipielle Richtigkeit des deduktiven Schlussverfahrens steht ja auch heute außer Zweifel. Das heißt aber auch: Man braucht allgemeine Sätze, die für jedermann einleuchtend

sind, die grundsätzlich vorbehaltlos von allen Menschen erkannt und für wahr gehalten werden können. Daraus schließt ARISTOTELES dann deduktiv, unter Beachtung der Logik, auf Aussagen zu interessierenden Detailphänomenen. Würde man nun diese allgemeinen Aussagen jedoch in Zweifel ziehen, bricht in der Folge das gesamte auf der Deduktion beruhende Gebäude an Detailaussagen in sich zusammen. Das heißt, diese allgemeinen Sätze dürfen unter gar keinen Umständen zur Diskussion stehen. Damit erklärt sich dann, warum etwa ein Experiment zu einem Detailproblem hinderlich gewesen wäre, ja sogar hochgradig gefährlich ist, da das Ergebnis, sei es direkt oder indirekt, eine oder mehrere der allgemeinen Aussagen in Zweifel ziehen könnte. Diese allgemeinen Sätze müssen daher im Sinne einer tiefen, großen Wahrheit in der Praxis wie eine Glaubenswahrheit gehütet und verteidigt werden. Zumindest hat man es so getan, damit das Gebäude der damaligen „Physik“ bestehen bleibt. Diese allgemeinen Sätze sind dann aber wieder so allgemein, dass man sie auch nicht mathematisch formulieren kann. Damit liegt in der Antike oft nur eine sehr, sehr einfache, fast ausschließlich beschreibende „Physik“ vor.

Religion und Welt

Wenn wir jetzt schon von „Glaubenswahrheiten“ sprechen, lenken wir unsere nächsten Schritte auf eine Untersuchung, wie Religion und Welt zueinander gestanden sind bzw. wie sich ihr Verhältnis zueinander entwickelt hat.

Bei den Naturvölkern, aber auch in der griechischen Antike, ist die Welt mythisch. Die Vorstellungen der Menschen werden vom Wirken vieler Götter geleitet und sie, die Götter, sind dabei *in* der Welt. In der Welt, das heißt es gibt zum Beispiel einen Gott des Blitzes, einen Gott des Donners und so weiter, also schlichtweg für jedes Unbill existiert irgendwo eine Gottheit. Das macht den Menschen Angst und hemmt sie, sich forschend mit der Natur zu beschäftigen. Die Religion hat dabei die Aufgabe einer Art Feuerwehr. Sie muss danach trachten, böse gewordene Götter zu beruhigen beziehungsweise sie vorbeugend in Schach zu halten.

Im Gegensatz dazu erwächst dann die geradezu geniale Sichtweise aus dem jüdisch-christlichen Religionsverständnis heraus. Es existiert ein *Gott, der Schöpfer* ist, und *die Schöpfung*. Gott und die Schöpfung werden so zwar begrifflich getrennt, ohne aber damit die kausale Ursache der Schöpfung, als bei Gott liegend, in Frage zu stellen. Auf diese Weise verlieren die Menschen die Angst, sich mehr und intensiver mit der Natur zu beschäftigen. Man beleidigt fortan keine Gottheit mehr, es wird nicht gleich blitzen, donnern oder sonstiges Ungemach auf die Menschen niederbrechen, wenn man sich mit der Natur beschäftigt. Einer unbekümmerten, angstfreien Naturforschung steht von religiöser Seite her nichts mehr im Wege. Noch dazu gibt es die bekannte „Aufforderung“: „Macht Euch die Erde untertan!“ Es war der Begründer der modernen Soziologie, Max WEBER (1864–1920), der diese Tatsache (Trennung von Gott und Schöpfung) als einen wesentlichen Grund dafür herausgestellt hat, dass Europa, obwohl seine Kultur ja nicht zu den ältesten zählt, im Laufe der Zeit doch die Führung in den Naturwissenschaften übernehmen konnte.

Die Folge dieses positiven Verhältnisses zwischen Religion und Wissenschaft war ein liberales, sehr wissenschaftsfreundliches Mittelalter. Beispielhaft seien erwähnt: ALBERTUS MAGNUS (~1200–1280) oder sein Schüler THOMAS VON AQUIN (1225–1274), der den Versuch unternommen hat, Glaube und Wissen auf aristotelischer Grundlage zu vereinen.

In der frühen Neuzeit entwickelt dann Nikolaus KOPERNIKUS (1473–1543) das heliozentrische Weltbild, mit dessen Hilfe die größten Probleme des ptolemäisch, geozentrischen Weltbildes, nämlich die Erklärung der phasenweise scheinbar rückläufigen Planetenbahnen, *einfacher* gelöst werden können. KOPERNIKUS war sich aber aus seiner Beziehung zur Kirche als Domherr zu Frauenburg bewusst, wie brisant sein neuer Berechnungsansatz sein könnte und zögert daher lange, bis zu seinem Todesjahr, seine Ideen zu veröffentlichen. Er wusste um die Sprengkraft seiner Vorstellungen und hat daher, vielleicht vorsichtshalber, sein Hauptwerk *„De revolutionibus orbium coelestium“* dem damaligen Papst gewidmet. Und wie hat der Papst reagiert? Er war begeistert und bereits einige Jahre später hat man in SALAMANCA,

im damaligen erzchristlichen Spanien, an der dortigen Universität, das heliozentrische Weltbild gelehrt, so als wäre das etwas ganz Selbstverständliches. Allerdings gab es da noch einen kleinen Kunstgriff. Man weiß heute nicht so genau, ob dieser „Trick“ von KOPERNIKUS selbst stammt oder von seinem Assistenten. Im Vorwort seines Werkes findet sich nämlich der Hinweis, dass man das heliozentrische Weltbild nur als eine *Hypothese* zur Vereinfachung der Berechnung der Planetenbahnen verwenden und *nicht als Wahrheit* verstehen soll. KOPERNIKUS hat natürlich um die Bedeutung des „Wahrheitsbegriffes“ im Lichte des aristotelischen Naturverständnisses gewusst.

Als ein weiteres gelungenes Beispiel eines fruchtbaren Zusammenspiels von Religion und Naturwissenschaft in der jüngeren Neuzeit sei auch die Kalenderreform von Papst GREGOR XIII. (1502–1585) genannt, die entscheidend auf dem Weltbild des KOPERNIKUS aufbaut.

An dieser Stelle sei ein kleiner Vorgriff auf die später zu diskutierenden wissenschaftstheoretischen Ausführungen gestattet. Man sieht einerseits das traditionelle, ptolemäische, geozentrische Bild und andererseits das damals neue heliozentrische Weltbild. Es liegen also zwei Modelle vor, die sich auf denselben Sachverhalt beziehen: die Berechnung der Planetenbewegung. In der Regel ist es in der Naturwissenschaft dann immer so, dass sich das *Einfachste* von mindestens zwei prinzipiell funktionierenden Modellen durchsetzt. Niemand ist sich jedoch sicher, schon das absolut einfachste Modell zu kennen, es gibt vielleicht ein noch einfacheres Modell. Daher kann niemand sagen, wie ein „endgültiges“ Modell eventuell aussehen könnte. Es wäre daher unangemessen, die Strukturen der Natur gleich zu setzen mit den Strukturen der naturwissenschaftlichen Modelle!

Galileo GALILEI (1564 - 1642) – Begründer der modernen Physik

Nach KOPERNIKUS betrat nun mit Galileo GALILEI zweifellos der Mann die Bühne der Wissenschaften, der wohl zu Recht als Begründer der modernen Physik beziehungsweise als Begründer des naturwissenschaftlichen Zeitalters, wie es Professor PIETSCHMANN auch

ausdrückt, anerkannt wird. Trotz seiner überragenden Stellung innerhalb der Entwicklung hin zu einer modernen Naturwissenschaft war GALILEI selbst eine sehr schwierige Persönlichkeit. Man kann den „Fall GALILEI“ nicht verstehen, ohne seine Persönlichkeitsstruktur zu diskutieren und ohne dabei damalige Zeitumstände zu berücksichtigen. Wir wollen versuchen, uns dem Phänomen GALILEI auf drei Ebenen anzunähern.

Die *erste Ebene* beschreibt die *Persönlichkeitsebene*. Deren markantestes Element ist dabei zweifellos sein Charakter. Er war ein absolut hochintelligenter Mann, ein sehr versierter Diskutant, aber auch reichlich mit südländischem Temperament gesegnet. Man könnte auch sagen, er war hin und wieder ein Hitzkopf. Konfrontationen aus dem Weg zu gehen war nicht die Sache GALILEIS. Er hatte auch keinerlei Probleme mit seinem Selbstbewusstsein, was sich etwa im Umgang mit seinen wissenschaftlich arbeitenden Zeitgenossen gezeigt hat. So ist es für ihn selbstverständlich, eine Anfrage Johannes KEPLERS (1571-1630) bezüglich einer erbetenen Leihe von GALILEIS Fernrohr glatt abzulehnen. GALILEI hat befürchtet, dass KEPLER, mit einem Fernrohr ausgestattet, in astronomischen Belangen ihm, GALILEI, eine gewaltige Konkurrenz hätte sein können.

Gehen wir nun zur *zweiten Ebene*, der *phänomenologischen Ebene*, und betrachten einmal, wie sich die relevanten historischen Ereignisse entwickelt haben. GALILEI waren selbstverständlich beide Weltbilder bekannt. Er hat als junger Universitätslehrer das geozentrische Weltbild gelehrt, aber mit wachsendem Bedenken. Einer seiner Assistenten machte ihn dann darauf aufmerksam, dass man die Venusphasen, die mit dem Fernrohr zu beobachten sind, eigentlich nur mit dem kopernikanischen System schlüssig erklären kann. In weiterer Folge hat GALILEI selbst mit dem Fernrohr den Planeten JUPITER beobachtet und dabei dessen Mond JO entdeckt. Das war für GALILEI selbst jetzt ein Schlüsselerlebnis. Denn: Er sieht einen Himmelskörper um einen anderen Himmelskörper kreisen und dieser *umkreiste Himmelskörper ist nicht die Erde!* Für GALILEI war damit vollkommen

klar, KOPERNIKUS hat absolut Recht! GALILEI, wie bereits erwähnt ein temperamentvoller Italiener, behauptete von nun an mit aller Vehemenz: Der *Heliozentrismus ist die Wahrheit*. Damit war unausweichlich die Kontroverse mit den Vertretern des Geozentrismus eröffnet. Man muss ferner bedenken, dieser Disput hat sich zu einer denkbar ungünstigen Zeit entwickelt, nämlich am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges.

Wie hat nun die Kirche zu GALILEIS Zeit die Frage des Weltbildes gesehen? Eine Erklärung für das harmonische „Verhältnis“ zwischen Kirche und Weltbild in den damals zurückliegenden Jahrhunderten ist die Tatsache, dass das ptolemäische Weltbild nie Teil der christlichen Lehre war. Man hat dieses Weltbild übernommen, weil es eben „da“ und am besten ausformuliert war.

Ein anderes Beispiel für die Liberalität der Kirche bezüglich der Frage des Weltbildes liefern die Ideen des Kardinals NIKOLAUS CUSANUS (1401–1464). Schon einige Zeit vor KOPERNIKUS entfaltet er ein zu ARISTOTELES und PTOLEMÄUS vollkommen alternatives Weltbild, nämlich ein azentrisches Weltbild, in dem das Universum unendlich und homogen ist. Seine Ausführungen haben ihm aber keine Probleme mit der kirchlichen Obrigkeit gebracht. Natürlich kann auch argumentiert werden, er war als Kardinal selbst Mitglied des klerikalen Establishments und damit wäre er nicht so leicht angreifbar gewesen. Welch weitreichenden Einfluss CUSANUS hingegen mit seinen Vorstellungen gehabt hat, kann man unter anderem daran ermessen, dass seine Idee vom azentrischen Weltbild auch von NEWTON weiter verfolgt und als richtig anerkannt wurde. Ja, sogar Albert EINSTEIN (1879–1955) ging zu Beginn des 20. Jahrhunderts von einem azentrischen Weltbild aus, bis sich auf Grundlage der experimentellen Entdeckungen Edwin HUBBLES (1889–1953) (das Universum expandiert) und der kosmologisch formulierten Interpretation von EINSTEINS „Allgemeiner Relativitätstheorie“ durch den belgischen Geistlichen und Astrophysiker Abbe George LEMAITRE (1894–1966) das heutige Urknallmodell als kosmologisches „Standardmodell“ etabliert hat.

Es bleibt jetzt also die entscheidende Frage: Wie steht es mit dem geozentrischen Modell im Zusammenhang mit den Ausführungen GALILEIS? Um es in der Terminologie der heutigen Physik zu sagen; das geozentrische Modell ist damals das „Standardmodell“ der Kosmologie schlechthin gewesen, aber auch die Manifestation des allgemeinen Verständnisses von der Stellung der Menschheit im Universum. Nichts anderes zeigt den Menschen so sehr im Mittelpunkt der Welt, ja des gesamten Weltgeschehens wie eben der Geozentrismus. Er war seinerzeit nicht nur für einige ausgewählte Wissenschaftler das gültige „Standardmodell“, sondern nahezu für den gesamten Gesellschaftsanteil, der Zugang zu Bildung gehabt hat. Was heißt das jetzt, wenn GALILEI behauptet, das heliozentrische Weltbild ist die *Wahrheit*? Waren daher all die Lehrer seit ARISTOTELES, das umspannt immerhin einen Zeitraum von über tausend Jahren, alles Lügner und Betrüger? Sind die Menschen durch die Bank irgendwelchen Schwindeleien aufgefressen? Die Persönlichkeit GALILEIS macht eine Diskussion nicht einfach und was kann er denn überhaupt im Gegenzug inhaltlich, weltanschaulich, bieten? GALILEI behauptet, dass die Menschheit nicht mehr in der Mitte der Welt lebt, was einem herben Schlag für das damalige gesellschaftliche Selbstverständnis gleichkommt und dass das, was er lehrt, gar nicht mehr mit der unmittelbaren Anschauung übereinstimmt. Jedermann sieht doch, dass die Sonne am Morgen im Osten aufgeht, über den Himmel wandert und abends im Westen untergeht, also kreist die Sonne um die Erde und nicht umgekehrt die Erde um die Sonne. Es ist psychologisch verständlich, dass die Gegner GALILEIS versucht haben, aus dieser eigentlich naturwissenschaftlichen Diskussion über die Methodik zur Berechnung der Planetenbahnen herauszutreten, um Hilfe bei einer Macht zu suchen, die, unter den damaligen Gegebenheiten gesehen, vielleicht noch helfen könnte zu retten, was noch zu retten ist, nämlich nicht weniger als das aristotelisch-ptolemäische Weltbild. Diese Macht war die Kirche So ist sie in einen Konflikt hineingeschlittert, den sie eigentlich von sich aus wahrscheinlich nie angestrebt hätte. Argumentativ hat man versucht, GALILEI, respektive dem KOPERNIKANISMUS im Ganzen, vorzuwerfen, sich nicht mehr mit der Bibel in

Übereinstimmung zu befinden. Das war fortan die stärkste Munition von GALILEI'S Gegnern. So ist es dann 1616 zum ersten Prozess gegen GALILEI gekommen, als dessen wesentlichstes Ergebnis eine Art „Publikationsverbot“ bezüglich des kopernikanischen Weltbildes festgelegt wird. GALILEI darf nichts mehr zum Thema neues Weltbild veröffentlichen. Im Umfeld der großen innerkirchlichen Spannungen, man denke an die laufenden reformatorischen Bestrebungen vor allem nördlich der Alpen, sollten Diskussionen um „Wahrheiten“ hinten gehalten werden. Ferner hat Kardinal BELLARMIN GALILEI an den guten „Trick“ erinnert, die Ideen von KOPERNIKUS als Hypothese und nicht als Wahrheit zu sehen. Am Ende des Prozesses wurde GALILEI vom Papst empfangen, hat seinen Segen bekommen und Rom wieder verlassen. Das Publikationsverbot bezogen auf das kopernikanische System wurde von GALILEI akzeptiert und es ist wieder etwas Ruhe eingeleitet. Aber dieser Friede währte nicht lange. 1623 wird Kardinal BARBERINI Papst. BARBERINI selbst war nicht nur Theologe, er war auch Mathematiker und teils Weggefährte, teils Freund und Diskussionspartner von GALILEI. Man kann es nun wohlwollend interpretieren: GALILEI sah die Chance, jetzt der „Wahrheit“ in seinem Sinne zum Durchbruch zu verhelfen. Oder man kann polemisieren, es hat ihn ‚der Hafer gestochen‘. Er hat sich über das Publikationsverbot hinweg gesetzt und auf *Italienisch*, nicht auf Latein wie sonst damals üblich, seinen „Dialog über die beiden großen Weltsysteme“ geschrieben. Dabei lässt er den Dialogpartner, der für das kopernikanische System argumentiert, das heliozentrische Weltbild als die Wahrheit darstellen. Im Gegensatz dazu nennt er den Gesprächspartner, der das ptolemäische Weltbild vertritt, SIMPLICIO, also Dummkopf oder Einfaltspinsel. Damit nicht genug lässt er Letzteren im Dialog genau die Argumente vorbringen, die Kardinal BARBERINI in den Diskussionen mit ihm, GALILEI, vorgetragen hat. Das war zweifellos sehr riskant. Was die formal juristische Seite betrifft, muss man aber auch festhalten: GALILEI hat seinen „Dialog“ nicht quasi „illegal“ auf den Markt gebracht, sondern zwei Jahre um die Druckerlaubnis gekämpft. Zuerst in ROM, wo man sich zuerst sehr geziert und versucht hat, die Entscheidung hinauszuzögern, bis dann die Zuständig-

keit nach FLORENZ abgetreten wurde. Dort hat sich dann jemand gefunden, der die Druckerlaubnis erteilt hat. Aber glücklich war man von kirchlicher Seite damit nicht. Jetzt, noch während der Dialog im Druck war, wurden die Probleme bereits überdeutlich. Da der Dialog auf Italienisch geschrieben ist, konnte praktisch jeder, der des Lesens mächtig war, das Werk studieren und in den immer polemischeren Diskurs eingreifen. So war es letztlich nur eine Frage der Zeit, bis ein neuerlicher Prozess gegen GALILEI angestrengt wurde. 1633 ist es dann tatsächlich zum zweiten Prozess gekommen. Es wurde zuerst formal argumentiert, GALILEI hätte ja eigentlich nichts zu dieser Thematik publizieren dürfen, aber natürlich ist es der wahre Grund, dass sich der Papst auch aus Rücksicht auf seine Autorität gerade in dieser Zeit, der Dreißigjährige Krieg ist in vollem Gange, nicht so vorführen lassen konnte wie in der Figur des SIMPLICIO. Es ist verständlich, von päpstlicher Seite war mit einem harten Durchgreifen zu rechnen, denn man wollte kein zweites „Problem LUTHER“, also keine zweite Front, an der man möglicherweise große Probleme bei der Diskussion um „Wahrheiten“, ob naturwissenschaftlicher oder religiöser Art, bekommen könnte. Zu leicht hätte das Feuer des eigentlich naturwissenschaftlichen Disputs auf theologische Grundsatzfragen übergreifen können. Schlussendlich wurde GALILEI zu Hausarrest verurteilt. Er hat diesen dann bis zu seinem Tod in seiner Villa bei FLORENZ verbüßt. Erst 1992 wurde GALILEI durch Papst JOHANNES PAUL II. (1920–2005) voll rehabilitiert. Initiiert wurde seine Rehabilitation, das dürfen wir in Österreich mit gewissem Stolz sagen, vom Wiener Erzbischof Franz Kardinal KÖNIG (1905–2004). Leider scheint es damals, zu Beginn des 17. Jahrhunderts, unvermeidbar gewesen zu sein, dass mit GALILEI das noch bis heute spürbare Misstrauen zwischen Religion und Naturwissenschaft begonnen hat.

Aber GALILEI hatte auch seine guten Seiten. Er „erfindet“ de facto das Experiment und macht es sozusagen „salonfähig“. *Man muss die Natur beobachten, um Erkenntnisse über sie zu gewinnen.* Genau das führt uns jetzt auf die *dritte Ebene*, die *philosophische*. Um einen leichteren Zugang zu dieser Ebene zu gewinnen, ist es zuerst ratsam, einen Zeit-

genossen GALILEIS zu studieren, nämlich Rene DESCARTES (1596–1650). Sein Anliegen war es unter anderem, die Naturwissenschaft auf eine erkenntnistheoretisch sichere Basis zu stellen. Er stellt zu Beginn den Zweifel in den Vordergrund, und zwar als Prüfung gegenüber voreiligen Schlussfolgerungen, aber auch als ein Vehikel, um zu seinem berühmten „Cogito“-Argument zu kommen. Letzteres mit dem Ergebnis, dass die eigene geistige Existenz wohl gewiss ist, aber das Körperliche im Allgemeinen, der eigene Körper und das Materielle um uns herum letzten Endes ungewiss. Er hat also den in der Philosophie bereits vor ihm bestehenden Dualismus zwischen „Geist und Materie“ jetzt scharf herausformuliert. Das bedeutet nun, dass man aus dem eigenen Geist heraus, der ja die Basis dessen verkörpert, was im DESCARTSCHEN Sinn das mit Gewissheit Existierende ist, jetzt in die materielle Welt hinausgehen soll und versuchen muss, diese äußere Welt zu erfassen, zu vermessen, zu ordnen beziehungsweise zu gliedern. Man erinnere sich nun an die Schulzeit und das dort vermittelte Kartesische Koordinatensystem. Diese Koordinaten sind jetzt die „geistigen Arme“, mit denen man hinausgeht in die materielle Welt, um sie gleichsam „geistig in die Hand“ zu nehmen. Eben dieses Vermessen der Welt führt uns nun wieder zu einem GALILEI zugeschriebenen Spruch, den man als sein wesentlichstes Programm für die Entwicklung der Naturwissenschaften verstehen kann, nämlich den Spruch: *„Alles, was messbar ist, messen, alles, was nicht messbar ist, messbar machen“*. Wenn man diese Aussage umsetzen will, dann hat man es mit zwei Folgerungen zu tun:

Erstens ist es von jetzt ab notwendig, „Modelle“ zu bilden. Wenn man messen möchte, braucht man exakt definierte physikalische Messgrößen. Das ist natürlich auch verallgemeinerbar, die Messgrößen müssen nicht bloß Längen sein, wie beim vorhin genannten Kartesischen Koordinatensystem, das können auch Größen wie Temperatur, Druck, Stromdichte, Ladung oder anderes sein. In weiterer Folge müssen dann diese Größen zueinander in Beziehung gesetzt werden. Und weil bekanntlich sehr vieles mit vielem zusammenhängt, sind Vereinfachungen notwendig, es müssen Abstraktionen festgelegt werden. Das alles zusammen, die Definition von Messgrößen, diese

Größen zueinander in Beziehung setzen und dabei notwendige Vereinfachungen festlegen, repräsentiert dann ein physikalisches „Modell“. Diese „Modelle“ müssen weiters in sich widerspruchsfrei sein, das heißt sie müssen in der Sprache der Mathematik formuliert werden. Einen Ansatz dieser Form hat es vor GALILEI nicht gegeben.

Die zweite Folgerung ist die jetzt zu Tage tretende Schlussweise. Wenn man eine Messung oder ein Experiment durchführt, dann entspricht das im weitesten Sinn immer einer „Einzelbeobachtung“. Es ist damit offenkundig, man muss nun letztlich *von einer Einzelbeobachtung zu einer allgemeinen Aussage* gelangen. Das ist aber von den logischen Schlussformen her gesehen eine Induktion! GALILEI wechselt, gerade bei der Methode der Diskussion von wissenschaftlichen Fragen, von der bis dahin relevanten deduktiv argumentierenden Scholastik hin zur Induktion. Man kann sich lebhaft vorstellen, dass auch auf dieser Ebene GALILEI entsprechendem argumentativem Widerstand ausgesetzt war. Die Induktion ist eben keine sichere Methode und hier darf man ebenso auf Albert EINSTEIN verweisen, der gesagt hat: *Zu den allgemeinen Prinzipien*, so nannte er die allgemeinen Aussagen, „führt kein logischer Weg“, das heißt kein zwingender logischer Weg.

Isaac NEWTON (1643-1727): Den Himmel auf die Erde „holen“

Nur etwa ein Jahr nach GALILEIS Tod wurde ein weiterer, wirklicher „Gigant“ der Physik geboren, Isaac NEWTON. GALILEIS „facheinschlägige“ physikalische Arbeiten sind wohl bemerkens- und beachtenswert, sie reichen aber nicht an das mathematisch, physikalische Werk NEWTONS heran. In der Zeit NEWTONS kannte man bereits verschiedene Bereiche der Physik wie die Mechanik, die Akustik, die Optik etc. Aber kein Teilgebiet war dabei so bestimmend für das damalige physikalische Denken wie die Mechanik. Großzügig betrachtet hat die Mechanik die Physik repräsentiert. Genau diese Mechanik hat NEWTON jetzt ganz im Sinne GALILEIS als ein mathematisiertes Modell formuliert. Es sei hier an die NEWTONSCHE Axiome, die Grundlage der so genannten Klassischen Mechanik, erinnert. Mit dieser axiomatisch, mathematischen Formulierung der Mechanik beschreibt

NEWTON damit die Physik beziehungsweise die physikalischen Effekte wie man sie auf der Erde, so etwa auch in einem Labor, vorfindet, um dann die durch Experimente erhaltenen Messergebnisse einer theoretischen Bewertung unterziehen zu können. Nun hat NEWTON aber neben vielen anderen Leistungen auch das Gravitationsgesetz mathematisch formuliert. Neben den unmittelbaren Zusammenhängen, die die Kraft zwischen zwei sich in einem definierten Abstand zueinander befindlichen Massen beschreiben, hatte das Gravitationsgesetz für die damalige Weltansicht beziehungsweise für das Verständnis des Universums eine noch weit darüber hinausgehende Bedeutung. Einerseits gibt es die Klassische Mechanik, die die Physik hier auf der Erde beschreibt. Andererseits gab es aber noch zu NEWTONS Zeit die Himmelsmechanik als separates Teilgebiet der Physik, dargestellt durch die KEPLER-Gesetze. Das waren eigentlich zwei getrennte Ebenen. Mit Hilfe des Gravitationsgesetzes ist es aber nun gelungen, die drei KEPLER-Gesetze aus den NEWTONSCHIEN Axiomen abzuleiten. Das heißt nicht weniger, als dass NEWTON faktisch den „Himmel auf die Erde“ gebracht hat und damit das *Universalitätsprinzip* dahingehend begründet, dass die Gesetze, die wir hier im Labor auf der Erde entdecken, im gesamten Universum gültig sind. Zumindest gilt das bezüglich ihrer mathematischen Form nach und dadurch kann überhaupt erst vernünftig Kosmologie betrieben werden.

Naturwissenschaft – Atheismus

Die Klassische Mechanik, das ist die Dominante im naturwissenschaftlichen Weltbild des 18./19. Jahrhunderts. Warum? Wenn man den mathematischen Formalismus zur vollständigen Beschreibung des Verhaltens eines Teilchens (in einem Potentialfeld) betrachtet, dann genügt es, zu einem beliebigen Zeitpunkt seinen Ort und seinen Impuls, respektive seine Geschwindigkeit, zu kennen. Liegen diese Daten für einen einzigen Zeitpunkt vor, kann man den Zustand des Teilchens, das heißt seinen Ort und seine Geschwindigkeit, egal zu welchem Zeitpunkt, in der Zukunft oder der Vergangenheit, berechnen. Damit zeigt sich eine Kausalität, eine mechanische Kausalität, ein

strenger Determinismus. Diese rigide deterministische Sicht der Natur hat damals eine Nähe zwischen der Naturwissenschaft und dem Atheismus begründet wie sie niemals vorher, aber in dieser Schärfe auch niemals mehr später zu beobachten war. Denn die offensichtliche Konsequenz lautet: Gott kann ja, wenn die Natur sich so verhält, nicht eingreifen, denn dann würde er die deterministischen Naturgesetze verletzen. Und das kann wohl nicht sein.

Ein herausragender Vertreter der durch den Determinismus der klassischen Mechanik geprägten atheistischen Strömung ist Pierre Simon de LAPLACE (1749–1827), einer der führenden Naturwissenschaftler seiner Zeit. Er hat folgende Überlegung angestellt: Wenn die ganze Welt aus Teilchen besteht und für jedes Teilchen hinsichtlich seines individuellen Verhaltens der strenge Determinismus der klassischen Mechanik gilt, dann ist die ganze Welt in ihrer Entwicklung vollkommen determiniert. Man nennt diesen Gedankengang den LAPLACE-SCHEN Dämon. In diesem Zusammenhang ist hier folgende Anekdote sehr illustrativ. NAPOLEON BONAPARTE (1769–1821) war, wie hinlänglich bekannt, sehr interessiert an den Naturwissenschaften und ließ sich deren damaligen ‚State of the Art‘ von LAPLACE schildern. Berühmtheit hat dann NAPOLEONS aus nur zwei Worten bestehende Abschlussfrage erlangt: „Und Gott?“ LAPLACE antwortete: „Ich brauche diese Hypothese nicht mehr“.

Aber der LAPLACESCHE Dämon wird schon ziemlich bald ein wenig kränklich. Denn bereits innerhalb der Physik war bald erkennbar, dass eine analytische Lösung, das heißt im weitesten Sinn gesehen eine „hinschreibbare“ einzelne Gleichung, die das Verhalten eines Teilchens beschreibt, nur für ein Einteilchensystem möglich ist. Bei zwei miteinander (z.B. gravitativ) wechselwirkenden Teilchen kann man dann noch den Schwerpunkt beziehungsweise die Schwerpunktsbewegung abkoppeln, um so auch noch für ein Zweiteilchensystem eine analytische Lösung für jedes der Teilchen angeben zu können. Mit drei Teilchen kann dann keine analytische Lösung mehr für jedes Teilchen berechnet werden. Man kann selbstverständlich numerisch unter Zuhilfenahme von leistungsfähigen Computeranlagen die Zustände (Ort und Geschwindigkeit) von hunderttausenden von Teil-

chen Zeitschritt für Zeitschritt berechnen, aber das hat dann nichts mehr mit der Ästhetik, mit der Schönheit und Klarheit einer analytischen Lösung gemein!

Nicht nur die Physik selbst setzt dem LAPLACESCHEN Dämon zu. Charles DARWIN (1809–1892) hat im 19. Jahrhundert mit der Evolutionstheorie gezeigt, dass die Entwicklung der Arten aller Lebewesen von zwei Voraussetzungen getragen wird. Zum einen ist es die „Durchsetzung des Zweckmäßigeren“. Das stellt natürlich kein größeres Problem im Zusammenhang mit dem Dämon dar. Um hingegen die für die divergente Artentwicklung der Lebewesen notwendigen kleinen qualitativen Veränderungen in deren Erbgut verstehen zu können, benötigt man dann aber ebenso kleine „zufällige Mutationen“. Das heißt, die biologische Evolution scheint rein deterministisch gar nicht möglich zu sein. Und damit ist der LAPLACESCHE Dämon tot.

Anfang des 20. Jahrhunderts werden die Grundlagen der Quantenmechanik zur Beschreibung der Physik mikroskopischer Systeme entwickelt. Damit hält auch der „echte Zufall“ Einzug in die Beschreibung der unbelebten Natur, und zwar im Bereich der Elementarteilchen. Die Bezeichnung „echter Zufall“ soll auf den Unterschied zwischen dem in der Quantenmechanik jetzt relevanten Zufall und dem so genannten „Pseudozufall“ hinweisen. Ein „Pseudozufall“ liegt dann vor, wenn etwa eine Zufallszahl über einen Algorithmus eines Computerprogramms ermittelt wird oder die Beschreibung eines an sich deterministischen physikalischen Vorgangs einfach zu kompliziert wird. Ein Beispiel für Letzteres wäre etwa die statistische Mechanik von Vielteilchensystemen, zum Beispiel ein Gas. Die Beschreibung der Flugbahn eines einzelnen Gasteilchens erfolgt nach den streng deterministischen Gesetzen der Klassischen Mechanik, aber zur Charakterisierung des Kollektivs aller Gasteilchen werden statistische Methoden angewendet.

Wenn man jetzt auf der Ebene der Elementarteilchen Messungen durchführt, dann muss man in der Regel die HEISENBERGSCH

Unschärfebeziehung berücksichtigen, und die besagt in ihrer „Basisversion“, dass *Ort und Impuls prinzipiell nicht gleichzeitig beliebig genau gemessen* werden können. Allgemein gilt, dass es im mikroskopischen Bereich bestimmte *Paarungen* von Messgrößen gibt die grundsätzlich nicht gleichzeitig beliebig genau gemessen werden können. Werner HEISENBERGS (1901–1976) Unschärfebeziehung liefert jetzt einen interessanten Aspekt. In der *Klassischen Mechanik* ist es ja gerade der Ort und der Impuls, die gleichzeitig gemessen die *Kausalität bestimmen*. Das bedeutet also, im mikroskopischen Bereich gibt es keine klassische Kausalität mehr, es gibt nur mehr eine statistische Kausalität. Damit ist der LAPLACESCHE Dämon nun endgültig gestorben.

GALILEIS Erbe

Nachdem die Entwicklung der Physik auf ihrem Weg durch die Geschichte bis zu den großen Theorien des 20. Jahrhunderts an Hand einiger ausgewählter, aber markanter Ereignisse aufgezeigt worden ist, werden nun im Sinne eines GALILEISCHEN Erbes einige Aspekte der heutigen Wissenschaftstheorie diskutiert.

Der Aufbau des wissenschaftstheoretischen Gebäudes soll mit der Erstellung einer Theorie beginnen, aber zuerst müssen dazu einmal Hypothesen aufgestellt werden.

Als Leitlinien können dafür folgende „Zutaten“ identifiziert werden:

- Das Schließen, ausgehend von etwa vorhandenen Messwerten oder scheinbar beobachteten Effekten auf Grundlage von Induktion, Analogie und gegebenenfalls einer Portion Intuition, auf eine vorläufige allgemeine Aussage zur gestellten Aufgabe. Oft ist also *kein logisch zwingender Weg* verfügbar.

- Die Aussagen müssen mathematisch formuliert werden, um die innere Widerspruchsfreiheit sicherzustellen.

- Das „Modell“ soll möglichst einfach sein und es kann dabei durchaus der Alltagserfahrung widersprechen! Hier kann zur Illustration auf GALILEIS Gesetz „alle Körper fallen gleich schnell“ verwiesen werden, wo der Alltag anschaulich vor Augen führt, dass eine Feder langsamer fällt als ein Stein. Aber GALILEIS Gesetz gilt eben nur, wenn

der Luftwiderstand nicht berücksichtigt wird, dessen Vernachlässigung aber aus dem Gebot der Vereinfachung und der damit einhergehenden Gewinnung von Übersicht resultiert.

Die Hypothesen müssen nun geprüft werden und das erfolgt über ein Experiment.

Das Experiment kann eine Hypothese oder eine bereits vorhandene Theorie bestätigen. Im ersten Fall wird dann aus der Hypothese eine Theorie, beziehungsweise wird im zweiten Fall die bestehende Theorie erneut bestätigt und gilt somit weiter als verlässlich. Damit erhält man jene „Sicherheit“ respektive Zuverlässigkeit eines Naturgesetzes, von der man in der alltäglichen deduktiven Handhabung desselben, zum Beispiel im technischen Bereich, ausgeht.

Es kann natürlich auch sein, dass die Theorie und das Experiment einander widersprechen. Ist man zuvor von einer Hypothese ausgegangen, dann kann man sie gleich verwerfen. Im Falle dass dem Experiment ein schon mindestens einmal erfolgreich bestätigtes Naturgesetz zu Grunde gelegen ist, also eine Theorie, gilt sie im Prinzip als falsifiziert. Aber die Physiker geben nicht so schnell auf, das heißt bevor man etwas in den Papierkorb wirft, wird noch versucht zu retten, was möglich ist. So wird man modifizieren, den Geltungsbereich einschränken, vielleicht eine Zusatzhypothese machen bzw. eine neue Theorie entwickeln, in der die alte Theorie als Grenzfall enthalten ist, etc.

Das Experiment ist also sehr wichtig. Was fordert man daher von einem Experiment?

- Reproduzierbarkeit,
- Quantifizierung und
- Analyse.

Die Reproduzierbarkeit ist dabei etwas ganz, ganz Wesentliches, doch dazu etwas später. Messergebnisse müssen quantifiziert werden, denn nur so ist ihre Vergleichbarkeit möglich und ferner wird dem GALILEI zugeschriebenen Leitspruch, „messen was messbar ist, messbar machen, was nicht messbar ist“ voll entsprochen, was wiederum zur Folge hat: Nur quantifizierbare Größen können in Modellen dargestellt und mit anderen Größen in Beziehung gesetzt werden. Quantifizierung bedeutet auch, Aussagen über die Genauigkeit der Messung

selbst vorzulegen, etwa durch die Angabe von Standardabweichungen bei Zahlenwertergebnissen oder Fehlerbalken in Diagrammen. Die Analyse wieder dient unter anderem der Darlegung der Bedingungen, unter denen das Experiment stattgefunden hat.

Nun soll das Zusammenspiel von der Reproduzierbarkeit und der Entdeckung eines fiktiven Effektes an einem hier einfach konstruierten Beispiel aufgezeigt werden. Angenommen eine Forschergruppe A untersucht den interessierenden Effekt und erhält, weil man ja Quantifizierung fordert, ein Ergebnis mit einem bestimmten Messfehler. Die Forschergruppe B erarbeitet ebenfalls ein Ergebnis mit Messfehler, das in der Regel aber nicht exakt gleich dem Ergebnis der Gruppe A ist. Da man ferner annehmen kann, dass die Durchführung eines solchen Experimentes sehr kostspielig ist, gibt es keine Gruppe C. Die Frage ist nun: Haben die beiden Gruppen jetzt tatsächlich unter Beachtung der Reproduzierbarkeit einen neuen Effekt entdeckt oder eben nicht? Aus der Analyse weiß man, dass die Rahmenbedingungen der beiden Gruppen nicht gleich gewesen sind. Man hat zum Beispiel unterschiedliche Messgeräte oder Messverfahren verwendet. Wer legt nun fest, ob eine Reproduzierbarkeit vorliegt? Eine Konferenz von Fachleuten wird einberufen. Damit ergibt sich ein Problem: Physiker sind auch nur Menschen. Das sollte eigentlich kein Problem sein, hat aber unter diesen Umständen gewisse Konsequenzen. Eine Erfahrung lehrt, wenn nämlich ein genügend renommierter Theoretiker etwas vorhersagt, dann wird es vorerst auch entdeckt, unabhängig davon, ob es dieses „Etwas“ tatsächlich gibt. Erst im weiteren Verlauf wird sich zeigen, ob das Phänomen dann als reproduzierbar eingeschätzt wird. Die oben erwähnte Physikerkonferenz tagt und dabei nehmen renommierte, ältere Universitätsprofessoren genauso teil wie jüngere Kollegen, die vielleicht zum ersten Mal einer solchen Veranstaltung beiwohnen. Wie könnte es zu einer Entscheidung, ob der angenommene fiktive Effekt als entdeckt gilt, kommen? Es ist schon denkbar, dass der ältere Universitätsprofessor sagt: „Ich glaube, dass die Reproduzierbarkeit vorliegt.“ Dann könnten vielleicht weniger kritische jüngere Kollegen sagen: „Wenn er es meint, wird es schon so sein.“ Damit wird die Reproduzierbarkeit im vorliegenden hypothetischen

Beispiel als gegeben angenommen und der fiktive Effekt ist offiziell entdeckt. Man darf hier nicht vergessen, dass die Teilnehmer an dieser Konferenz nicht nur die Physiker der beiden Gruppen A und B sind, sondern auch solche, die nicht die komplette Komplexität der Experimente in all ihren Problemen durchschauen können. Diese Physiker argumentieren mit ihrem Basiswissen und ihrer individuellen subjektiven Erfahrung. Was soll mit dem, zugegebenermaßen überspitzt gezeichnetem Beispiel, gesagt werden? Die Physik ist nicht objektiv. Das ist leider ein weit verbreiteter Irrtum in der Gesellschaft. Die Physik ist, man kann es nur so sagen, intersubjektiv.

Wenn die Reproduzierbarkeit und die Entdeckbarkeit durch die mit-schwingenden Einflüsse der menschlichen Protagonisten schon eine so kritische Angelegenheit sein können, wie ist es dann um die Zuverlässigkeit der Naturgesetze bestellt? In diesem Zusammenhang kann es im Umgang mit allgemeinen Aussagen hilfreich sein, im Anschluss an Herbert PIETSCHMANN (geb. 1936) mit dem „Dreifeld“ *richtig, wahr* und *zuverlässig* zu argumentieren. Aussagen sind

- *richtig, wenn sie grundsätzlich beweisbar sind*. Das wären etwa die Sätze der Mathematik. Man schließt von den mathematischen Axiomen streng deduktiv unter strikter Beachtung der Logik auf diese Sätze.
- *wahr, wenn sie grundsätzlich bezweifelbar sind*. Das wären zum Beispiel die Glaubenssätze. Dabei ist schon ein persönliches „Mitgehen“, ein Bekennen, ein Erleben, gefordert.
- *zuverlässig, wenn sie grundsätzlich falsifizierbar sind*. Das wären dann die Naturgesetze, von denen wir eigentlich nur ihre Zuverlässigkeit fordern können. Sie dürfen niemals so außer Streit stehen, wie es zu ARISTOTELES Zeiten die allgemeinen Sätze waren, sondern, wenn ein Experiment einen Widerspruch zur Theorie aufzeigt, dann muss im Extremfall das Naturgesetz als ungültig bezeichnet werden.

Zum Schluss soll noch auf ein gesellschaftliches Problem, das von der naturwissenschaftlichen Methodik ausgeht, hingewiesen werden,

nämlich das so genannte Reduktionismusproblem. Die Naturwissenschaft erfasst letztlich nur den reproduzierbaren Teil unserer Wirklichkeit, eben das, was auch quantifizierbar ist. Das geschieht ganz im Sinne GALILEIS: „Was messbar ist, messen“. Das verleitet aber jetzt die Gesellschaft zur Ansicht, dass die messbaren Dinge einfach mehr „wert“ sind als das nicht Messbare, das Einmalige. Letzteres wird als subjektiv oder Privatsache eingestuft. In weiterer Folge kann das in der Gesellschaft zu einer Sinnkrise beziehungsweise einem Sinnverlust führen. Die Naturwissenschaft kann aus sich heraus nie „Sinn“ geben, der Sinn muss aus dem „Nichtmessbaren“ der menschlichen Natur erwachsen.

Die vorliegenden Ausführungen sollen nun mit dem letzten, aber so wichtigen Satz aus dem „Tractatus logico-philosophicus“ Ludwig WITTGENSTEINS (1889–1951) ihren Abschluss finden. *„Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“* Der Philosophenzirkel „Wiener Kreis“ hat diesen Satz logisch positivistisch interpretiert, was soviel heißt wie: Man kann die Naturwissenschaft/Physik eben nur so weit treiben, als man Modelle entwickeln kann, als man mit Formeln gehen kann. Damit soll die Wirklichkeit bestimmt sein. Aber es gibt eben auch noch Dinge, worüber man nicht sprechen kann, worüber man schweigt, ja schweigen muss, weil es nichts gibt, um sie zu beschreiben. Sie sind aber auch Teil der Wirklichkeit und so sah es auch WITTGENSTEIN selbst.

Verwendete und empfohlene Literatur

H. PIETSCHMANN, „Phänomenologie der Naturwissenschaft“, Verlag Ibera/European University Press 2007

L. WITTGENSTEIN, „Tractatus logico-philosophicus“, edition suhrkamp 2003

M. LÜTZ, „Gott eine kleine Geschichte des Größten“, Pattloch Verlag 2007

K. POPPER, „Objektive Erkenntnis, ein evolutionärer Entwurf“, Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 1973

P. YOURGRAU, „Gödel, Einstein und die Folgen“, Verlag C.H. Beck 2005

W. THIRRING, „Kosmische Impressionen“, Verlag Seifert Wien, 2008

Jakob Deibl

Reminiszenzen an ein Gespräch über Naturwissenschaft und Theologie

Die folgenden Überlegungen gehen zurück auf ein Gespräch über Naturwissenschaft und Theologie mit dem Physiker Dr. SEGUARD-BASE, das mir ob seines konstruktiven und wertschätzenden Charakters, für den ich mich herzlich bedanken möchte, in guter Erinnerung geblieben ist. Auf den folgenden Seiten finden sich einige Reminiszenzen daran, die auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichten und nicht den Anspruch auf Originalität erheben können. Viele Motive, die ich in die Diskussion einzubringen versucht habe, stammen aus Gesprächen mit Kurt APPEL, wobei es mir nicht mehr möglich ist, dies detailliert auszuweisen. Ich möchte mit allgemeinen Überlegungen beginnen (1), sodann einige Fragen an die Naturwissenschaften (besonders die Physik) richten (2–4), einige (Schein-)Konflikte zwischen den Disziplinen (5–7) benennen, um dann mit Überlegungen im Ausgang von der Bibel aufzuhören (8). Es ist mir wichtig, vorweg zu betonen, dass ich eine große Wertschätzung und Bewunderung für die Naturwissenschaften empfinde und einen Konflikt mit Theologie, Religion und Glauben letztlich für einen Scheinkonflikt halte.

1) Wird im akademischen Umfeld über einen Konflikt von Naturwissenschaft und Theologie diskutiert, sollte selbstverständlich die jeweils andere Position in ihrer differenziertesten Form aufgenommen werden und nicht in lächerlichen Zerrbildern, Plattitüden, Karikaturen und vereinfachenden Parolen. Verhindert wird dies nicht zuletzt durch zwei Formen eines Hochmutes: Einerseits gibt es einen Hochmut der Theologie, der kein Interesse für die grandiose Erfolgsgeschichte der Naturwissenschaften (besonders der Physik als

der Leitwissenschaft der letzten zweihundert Jahre) aufbringen will, weil er sie für das eigene (philosophisch-theologische) Denkgebäude für bedeutungslos hält. Andererseits gibt es auch einen Hochmut der Naturwissenschaften, welcher über Jahrtausende zurückgehende religiöse Traditionen als primitives voraufgeklärtes Bewusstsein ansieht. Ein Gespräch kann aber nur dann erfolgen, wenn man bereit ist, damit zu rechnen, dass einem der Gesprächspartner auch tatsächlich etwas Substanzielles zu sagen hat, das sich aus dem eigenen Wissen und den damit verbunden Denkstrukturen nicht ableiten lässt. Ein Gespräch von Naturwissenschaft und Theologie läuft Gefahr, wenig ergiebig zu sein, wenn man meint, man könne unmittelbar einzelne Aussagen oder Positionen miteinander konfrontieren. Vielmehr gilt es zunächst die Frage zu stellen, welche Fragen eigentlich zu stellen sind. Nicht selten wird mit der Suche nach Antworten bzw. der Profilierung oder Widerlegung von Positionen begonnen, ohne sich zuvor über die Fragen Gedanken gemacht zu haben. Die eigentlichen Fragen sind jedoch meist nicht unmittelbar zugänglich und bedürfen erst der Anstrengung ihrer Freilegung.

2) Die erste Frage, mittels der ich mich tastend einem Gespräch annähern möchte, will dem Physiker (und freilich auch den naturwissenschaftlich versierten Leserinnen und Lesern) das Wort lassen: Wo sehen Sie heute die interessantesten Gebiete der Physik (der Naturwissenschaft), in denen sich in nächster Zeit entscheidende Umbrüche, die über eine bloße Verfeinerung bisheriger Kenntnisse hinausgehen, ereignen könnten? Wo sind jene Bereiche, von denen Sie meinen, hier könnten sich in den kommenden Jahren wichtige Entwicklungen abspielen, auch wenn noch nicht abzusehen ist, wie diese aussehen werden? Wo sind in der Physik (und allgemein in den Naturwissenschaften) Durchbrüche zu erwarten? Stehen möglicherweise Paradigmenwechsel in Haus? Gibt es – streng naturwissenschaftlich gesehen, d.h. ohne Überschreitung des Empirischen in einen metaphysischen oder religiösen Bereich – Grenzen, von denen wir heute sagen müssen, dass sich an ihnen die aktuelle Naturwissenschaft (ihre Methodik, ihr Begriffsapparat, ihre Grundannahmen etc.)

als unzulänglich erweist? Anders gesagt: Gibt es Bereiche der Physik bzw. Phänomene, welche eine andere erst zu entwickelnde Physik fordern?

3) In vielen ihrer Disziplinen hat sich die Naturwissenschaft (analog zu anderen Wissenschaften) von Vorstellbarkeit und Anschaulichkeit gänzlich entfernt. Angesichts dessen ist von Seiten derer, die keine Experten/Expertinnen sind, umso deutlicher die Frage zu stellen, wo die Grenze von seriöser Wissenschaft und (zweifellos ebenfalls interessanter) Fiktion ist. Was ist Gegenstand experimenteller Forschung und naturwissenschaftlicher Theoriebildung und was hat zwar eine hypothetische Denkbarkeit, antwortet aber – in populärwissenschaftlicher Manier – eher einer gewissen Sensationslust? Wie ernst nimmt die Physik selbst ihre Herkunft aus der Forderung nach experimenteller Überprüfbarkeit? Wie verhindert die Physik, ihr Postulat der Objektivität zu verlassen und in Imaginationen des mathematisch Möglichen fernab jeglicher experimenteller Überprüfbarkeit abzugleiten? Wie sind in diesem Zusammenhang die inflationären Meldungen über ein pulsierendes Universum und über Parallel-Universum einzuschätzen?

Was ist überhaupt jene „Natur“, an der die Natur-Wissenschaft ihre Theorien bildet und ihre Experimente appliziert? „Gibt es“ diese Natur oder wird sie selbst immer mehr zu einem von den Naturwissenschaften vorausgesetzten Konstrukt, das immer genauer einer mathematischen Logik und sich ausdifferenzierenden Gesetzmäßigkeiten folgt? Wenn sämtliche neue (empirische) Erkenntnisse nur mehr durch einen immer komplexeren Einsatz von Apparaten, der einen immer höheren Energieaufwand erfordert, gewonnen werden können, stellt sich dann nicht die Frage, inwiefern die damit erforschte „Natur“ die von den Apparaten erzeugte (oder in anderen Worten: von ihnen vorausgesetzte) Natur ist?

Aus den massiven Einsprüchen der Religionskritik des 19. Jahrhunderts musste die Theologie lernen, dass sie nicht mehr unmittelbar von die Erfahrung übersteigenden Begriffen des „je Größeren“, des Unendlichen sprechen könne. In jeder Aussage darüber muss sie

sowohl die Frage nach dem jeweils endlichen (ökonomisch, kulturell, sprachlich bedingten) Ausgangspunkt als auch die Frage, was damit über den Menschen ausgesagt wird, stellen, will sie nicht als bloße Projektion endlicher Verhältnisse ins Unendliche entlarvt werden. Es kann, was die Physik betrifft, der Eindruck entstehen, als „berausche“ sie in ihren Darstellungen mit immer größeren und immer kleineren Dimensionen, die sich schon lange jeglicher „Erfahrung“ entzogen haben. Gibt es – ähnlich wie in der Theologie – auch in der Physik eine selbstkritische Reflexion, was die sich immer weiter ins Unendliche entziehenden Größen für Rückschlüsse auf den Ausgangspunkt der Fragestellungen zulassen, d.h. inwiefern diese Ergebnisse auch gesellschaftliche Verhältnisse widerspiegeln? Was haben sie uns über den Menschen zu sagen?

4) Was bedeutet es für eine Wissenschaft, die auf das Experiment nicht verzichten kann, dass mit der sogenannten dunklen Materie 85% der Materie, die aus heutiger Sicht für ein Verständnis des Universums nötig ist, bisher nicht nachgewiesen werden konnte? Was ist darüber hinaus mit der sogenannten dunklen Energie, die 70% der Energie unseres Kosmos ausmachen soll und von deren Existenz man offensichtlich überzeugt ist, ohne jedoch zu wissen, worum es sich dabei handeln sollte? Stellt dies den aktuellen Status der Physik nicht massiv in Frage? Die Physik ist angetreten, um Phänomene zu beschreiben, indem sie diese in gesetzmäßige Zusammenhänge bringt – nun scheint aber die aktuelle Lage darauf zu verweisen, dass man den Großteil dessen, was den Kosmos ausmacht, d.h. den Großteil der Phänomene, gar nicht kennt und lediglich postulieren muss.

Materie und Energie, denen ein dunkles Komplement an die Seite gestellt wird, sind keine nebensächlichen Begriffe, sondern aus der Frühzeit abendländischer Philosophie stammende und seither mannigfaltig variierte Grundkonzepte unseres Denkens, die – in die Physik aufgenommen – auch dort eine wesentliche Rolle spielen. Das dunkle Moment taucht mithin nicht in irgendwelchen Randbereichen, sondern durchaus im Zentrum der Physik auf. Könnte das physikalische Postulat einer derartig großen Fülle an „Dunklem“

auch Chiffre für eine tiefe Problematik sein, welche die Physik zu-
erst betrifft?

5) Sprechen wir heute über einen Konflikt von Naturwissenschaft und Theologie, so muss dieser als ein typisch modernes Phänomen verstanden werden, nicht jedoch als eine Konfrontation zwischen einem vormodernen „mittelalterlichen“ und einem aufgeklärt modernen Weltbild. Die Moderne hat in unserer Kultur alle Bereiche so sehr durchdrungen, dass auch religiöse Positionen bis hin zu Fundamentalismen nur verstanden werden können, wenn sie auf ihrem Boden betrachtet werden. Ich möchte dies an der Frage wörtlicher Bibelauslegung zeigen, handelt es sich doch dabei um einen ständig wiederkehrenden Streitpunkt in der Konfrontation von Naturwissenschaft und Theologie. Besonderes Augenmerk gilt dabei meist den Schöpfungserzählungen, dem Sieben-Tage-Schöpfungsgedicht und der Paradieseserzählung (Gen 1f). Von naturwissenschaftlicher Seite werden diese Texte nicht selten in einem wörtlichen Verständnis gelesen, wobei es dann nicht allzu schwer fällt aufzuzeigen, wie sie sämtlichen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen widersprechen: Das Universum ist nicht in sechs Tagen entstanden, sondern in 13,7 Mrd Jahren ... Von bibelfundamentalistischer Seite wird der Text ebenfalls wörtlich gelesen, nun aber behauptet, die Naturwissenschaften hätten nicht Recht, weil die Wahrheit über die Entstehung des Universums wie des Lebens im biblischen Text zu finden sei. Beide gehen – mit freilich gegenteiligen Absichten – in derselben Weise von einem wörtlichen Verständnis des Textes aus, was jedoch der Tradition christlicher Bibelauslegung gänzlich widerspricht.

Das Aufeinandertreffen zweier Formen wörtlicher Interpretation des Textes ist selbst ein typisch neuzeitliches Problem. Vor der Neuzeit war ein wörtlich-unmittelbarer Zugriff auf Bibel nicht üblich, d.h. bibelfundamentalistische Kreise mit ihrem Ideal eines wörtlichen Textverständnisses hängen trotz ihrer mitunter aggressiven Betonung ursprünglicher Treue zum Text einer typisch modernen Haltung an. Im Mittelalter war es Standard, dass jeder biblische Text mindestens vier verschiedene Sinndimensionen freigeben musste: Man begann

mit dem Versuch, einen buchstäblichen Sinn zu finden – dies war aber nur der Anfang der Interpretation. Sodann musste jeder Text eine allegorische Bedeutung haben, d.h. auf etwas anders verweisen, das darin bildhaft, metaphorisch ausgesagt ist. Überdies musste er auch einen moralischen Sinn aufweisen – d.h. eine Botschaft für unser Handeln enthalten. Schließlich musste jeder Text anagogisch interpretiert werden, sodass er von der Erhebung des Menschen zum Göttlichen rede. Hatte man diese vier Sinndimensionen nicht gefunden, war ein Text nicht ausreichend interpretiert. Die vier Dimensionen stellten dabei jedoch lediglich das Minimum an interpretatorischer Mehrstrahligkeit dar, die jeder Interpret/jede Interpretin in einem Text heben muss, mitunter war von bis zu zwölf Sinndimensionen die Rede.

Meine Vermutung ist, dass mit dem Aufkommen der exakten Methoden der Naturwissenschaften, die eindeutige Aussagen treffen müssen, jene Sinnvielfalt und Freiheit im Umgang mit dem biblischen Text in den Hintergrund getreten ist. Was als Methode der Naturwissenschaften legitim und höchst erfolgreich ist, hat in unserem technischen Zeitalter eine allgemeine Plausibilität erlangt und über die Naturwissenschaften hinaus viele andere Bereiche erfasst. Die Vielfalt der Interpretation wurde nicht mehr als Reichtum angesehen und dem Phantasma eines wörtlichen Verständnisses preisgegeben. Durch diese Dominanz buchstäblich-unmittelbaren Verstehen-Wollens verarmte die Imaginationskraft, was biblische Texte bedeuten können, und wurde durch ein verbissenes Beharren auf deren Geltung ersetzt. Verloren ging die hermeneutische Kompetenz, den Gegenstandsbe- reich, die Methodik und die Aussageabsicht naturwissenschaftlicher und biblischer Aussagen zu unterscheiden, wodurch ein Konflikt entstand, den ich als Scheinkonflikt bezeichnen möchte.

6) Wo kann ein tatsächlicher Konfliktpunkt zwischen Naturwissenschaft und Theologie liegen? Von Seiten der Theologie ist die Frage zu stellen, ob mit den Aussagen und Methoden der Naturwissenschaften ein umfassendes Bild der Welt gezeichnet werden kann; ob also die Aussagen der Naturwissenschaften ausreichen, um die Welt in ihrer Reichhaltigkeit zu beschreiben. Sind naturwissenschaftliche

Aussagen die einzig legitimen Aussagen, um unsere Welt zur Darstellung zu bringen? Es ist klar, dass sich zunächst kein Geschehen vorbei an den naturwissenschaftlichen Gesetzen vollziehen kann – aber ist ein Phänomen schon vollständig erklärt, wenn sich seine naturwissenschaftlich angebbaren Bedingungen benennen lassen? Tragen nicht auch Religion, Kunst und Dichtung zu einer Erklärung unseres Daseins und der sich uns eröffnenden Welt bei? Anders gesagt, lassen sich alle Phänomene auf die Logik mathematischer Aussagen zurückführen, lassen sich die Lebendigkeit und Differenziertheit der Welt mittels physikalischer Gesetzmäßigkeit abbilden, lassen sich alle alltagsprachlichen Aussagen und Aussagen anderer Wissenschaften auf physikalische Sätze zurückführen? Wäre dies der Fall, handelte es sich bei Sprache (Religion, Kunst, Dichtung etc.), die immer von Mehrdeutigkeit, Bedeutungsspielräumen und einer umfassenden Verweisstruktur geprägt ist, um ein bloßes Epiphänomen mathematisch-logischen Kalküls, welches auch durch dieses ersetzt werden könnte. Ich möchte diese Problematik noch an zwei signifikanten Themen kurz erläutern, zum einen an einer Gegenüberstellung zweier unterschiedlicher „Paradigmen“ naturwissenschaftlichen Selbstverständnisses, zum anderen an einer in der Neuzeit statthabenden Veränderung im Verständnis des Terminus Ursache.

Galileo GALILEI wird der Aufruf zugeschrieben: „Messen, was messbar ist; messbar machen, was nicht messbar ist.“ Dies stellt eine methodische Regel für das Vorgehen in den Naturwissenschaften dar, welche in letzteren ihren legitimen Geltungsbereich hat. Anders der Lord KELVIN zugeschriebene Satz: „Anything that exists, exists in some quantity and can therefore be measured“, der eine ontologische Aussage trifft. Nur das, was quantifizierbar und folglich messbar ist, hat ontologischen Rang. Existenz wird nur dem zugesprochen, was sich einem bestimmten methodischen Vorgehen erschließt, womit der Geltungsbereich physikalischer Aussagen verlassen und eine metaphysische Position bezogen wird. Deren Plausibilität kann aber nicht mehr innerhalb der Naturwissenschaften diskutiert werden, sondern ist Gegenstand philosophischen Fragens. Klingen beide Sätze zunächst auch sehr ähnlich, so fallen doch mit

ihnen die Würfel. Umfasste Wirklichkeit nur das, was quantifizierbar ist, erlügen wir einem Reduktionismus und einer Abstraktion, die sich vom Anspruch zurückgezogen haben, Welt in ihrer phänomenalen Reichhaltigkeit zur Darstellung zu bringen.

Das neuzeitliche Denken übernimmt von den neu aufkommenden empirisch arbeitenden Naturwissenschaften den Gedanken einer durchgängigen Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen. Seit ARISTOTELES war die Lehre von den vier Ursachen allgemein anerkannt: *causa materialis*, *causa formalis*, *causa finalis*, *causa efficiens*. Um ein Geschehen beschreiben zu können, bedurfte es einer differenzierten Betrachtung, die nicht nur die es auslösende Wirkursache in den Blick nahm, sondern unter anderem auch sein Ziel. In der Neuzeit verengte sich das Denken auf die *causa efficiens*: Kennt man die Wirkursache eines Geschehens, gilt es als erklärt. Dies mag ein völlig berechtigtes Vorgehen in den Naturwissenschaften sein, die Problematik entsteht jedoch da, wo man meint, damit schon eine umfassende Beschreibung von Welt gegeben zu haben. Ist man der Überzeugung, Welt in einem Determinismus, einer vollständigen Verknüpfung von Ursache und Wirkung hinreichend beschreiben zu können, gibt es keinen Platz mehr für Religion, aber auch nicht für Freiheit.

7) Mit LAPLACE hebt eine große Provokation für ein religiöses Denken an, beginnt doch mit seinem Diktum, er brauche die Hypothese „Gott“ nicht mehr, eine Geschichte, Gott aus den Residuen zu vertreiben, in denen er von religiöser Seite oft angesiedelt worden war: aus den Lücken, die bislang einer (naturwissenschaftlichen) Erklärung nicht zugänglich waren. Religion trat daraufhin ein Rückzugsgefecht an, welches freilich schon im Vorhinein verloren war. Ich möchte die Frage stellen, ob Theologie und Religion von dieser Provokation nicht auch etwas Wichtiges lernen können. Vielleicht war es zutiefst problematisch, Gott immer dorthin zu setzen, wo eine offene Stelle im System geblieben war. Gott war gleichsam die Variable oder der „Joker“, der immer dann zur Anwendung kam, wenn eine Erklärung noch nicht gefunden war. Vielleicht konnte mit dem laplaceschen Diktum langsam eine Rückbesinnung auf ein biblisches Gottesbild

einsetzen, das Gott nicht als einen Erklärungsfaktor in der Welt versteht. Religion und Theologie können davon lernen, dass ihr Gottesbild in vielerlei Hinsicht nicht dem biblischen Gottesbild entspricht. Aus biblischer Sicht ist Gott gerade nicht die abschließende Antwort auf alle Fragen, sondern die Radikalisierung eines Fragens. Gott ist nicht letzter Halt, sondern gibt unserer Befremdlichkeit, Fremdheit und Heimatlosigkeit, einer umfassenden Fraglichkeit und Nicht-Definierbarkeit, in der unser Mensch-Sein steht, einen Ausdruck. Biblisch gibt es keine Aussagen wie: „Gott ist ... dies und das“ und keine Definition Gottes, sondern die Erfahrung seines Sich-Erweizens: Menschen sprechen von Gott, wo sie die Erfahrung einer unerwarteten Befreiung gemacht haben, wo Geschichte vor dem Abbruch steht und dennoch weitergeht. Dieser Gott kann aber nicht festgehalten und an irgendeine Stelle unseres Denksystems gebracht werden, sondern zeigt sich gerade an den Übergängen, also dort, wo sich ein Ablassen von jedem Festhalten-Wollen, von fixierten Bestimmungen und Formen eigener Identitätsgebung ereignet.

8) Mit dem biblischen Glauben ist eine Erfahrung Gottes verbunden, die sich von einem mythischen Verständnis unterscheidet. Die Götter des Mythos korrespondierten mit dem Werden und Vergehen der Natur. Ihre jährlich wiederkehrenden Feste waren Naturfeste, d.h. orientiert am Kreislauf der Natur. Freiheit zeigte sich in der Natur, nämlich in der Regelmäßigkeit und Sicherheit ihrer Abläufe, die den Menschen Orientierung und Planung ermöglichten.

Mit dem Exodus (dem Auszug aus Ägypten), der den Beginn des biblischen Glaubens darstellt, ist jedoch eine völlig andere Gottesvorstellung verbunden. Nicht mehr primär in der Natur, sondern in Freiheit und Befreiung wird Gott erfahren. JHWH ist ein Gott, der sich im Gehen eines Weges (Exodus), d.h. in der Geschichte als Gott erweist. Er hat keinen bestimmten Platz in einem Tempel, in einer Stadt, im Jahresablauf (d.h. im Kalender); er hat keinen bestimmten Bereich der Zuständigkeit und keine bestimmte Aufgabe, sondern ist der Gott, der sich als Gott erweisen wird („Ich bin, der ich sein werde“ Ex 3, 14). Nicht mehr in den sich wiederholenden Abläufen der

Natur (aber auch nicht in der bloßen Durchbrechung von Naturgesetzen) findet dieser Gott seine Entsprechung, sondern in der Freiheit des Menschen, wobei diese nicht Willkür, sondern radikale Übernahme einer Verantwortung bedeutet. Darum ist der Weg Israels in die Freiheit sofort mit der Gabe des Dekalogs („Zehn Gebote“) verbunden. Der Mensch erhält nun die Aufgabe, für den anderen Menschen, aber auch für die ihn umgebende Welt (die Umwelt) Verantwortung zu übernehmen. Befreiung und Verantwortung werden nun die Orte der Gottesbegegnung. Dieser Gottesgedanke eignet sich nicht dazu, in Konkurrenz zu den Naturwissenschaften zu treten – sein Ort ist Freiheit und Verantwortung, nicht eine bestimmte Stelle in einem System, die er ausfüllen müsste.

Von daher muss auch der Begriff Schöpfung interpretiert werden. Dazu eine Vorbemerkung: Die biblische Urerfahrung Gottes liegt im Exodusgedanken der Befreiung, nicht in der Überlegung, wer die Welt auf welche Weise erschaffen habe. Die Rede von der Schöpfung entsteht zeitlich später und ist schon auf dem Boden der Exoduserfahrung anzusiedeln, von der her sie auch gelesen werden muss. „Schöpfung“ bedeutet nicht, Gott habe in sechs Tagen einen Erdball hergestellt und Tiere und Menschen darauf gesetzt, sondern steht in den biblischen Erzählungen für Neuschöpfung von Gesellschaft hin zu einem Leben in Freiheit, zu einer Befreiung der Unterdrückten. Wo hierarchische Unterschiede der Gesellschaften fallen, wo sich für Menschen Lebensraum erschließt und Zeit, diesen zu gestalten, eröffnet; wo auch den Ärmsten der Gesellschaft neue Lebensmöglichkeiten gegeben werden, da ereignet sich in biblischem Verständnis Schöpfung.

Liest man die beiden Schöpfungserzählungen am Beginn des Buches Genesis, wird die Aufgabe der Menschen in der Schöpfung deutlich: Sie sollen den Garten der Schöpfung pflegen und dort sich vermehren, um in Gemeinschaft zusammenzuleben. Wie aber kann das Wort „Macht euch die Erde untertan“ (Gen 1,28) verstanden werden, das den problematischen Eindruck erweckt, als wollte es die Beherrschung der Erde durch die Menschen legitimieren? Dieser Gedanke, so die Kritik an jenem Diktum, habe sich in der Neuzeit bis hin zur

gnadenlosen Ausbeutung und Verfügbarmachung der Erde gesteigert. Der Ausdruck meint jedoch etwas gänzlich anderes. „Untertan machen“ bezeichnet die Aufgabe des antiken Königs, den man sich nicht als absolutistischen Gewaltherrscher oder Diktator vorstellen darf. Er hatte die primäre Aufgabe, Sorge für die ihm Anvertrauten zu tragen. Im mythischen Weltbild musste der König, als Sohn Gottes, die Aufgabe übernehmen, die Welt davor zu bewahren, ins Chaos zu stürzen. Konnte oder wollte er diese Aufgabe nicht mehr wahrnehmen, war er nicht länger legitimer König. An dieser Stelle nimmt der biblische Text wahrlich eine Revolution des Denkens vor: Israel braucht keinen König mehr, sondern soll als freier Verband freier Menschen zusammenleben. Nur JHWH ist sein König. Was ursprünglich die Aufgabe und Würde des Königs war, nämlich für die Welt Sorge zu tragen, wird nun auf alle Menschen übertragen. Jede und jeder, der Mensch als Mann und Frau (als Repräsentanten des Menschseins in seiner größten Allgemeinheit), hat nun die Aufgabe, für ein gutes Bestehen der Welt und das Leben der anderen Menschen Sorge zu tragen.

„Schöpfung“ bedeutet demnach biblisch Neuschöpfung von Gesellschaft und Übernahme einer radikalen Verantwortung für die Welt und die anderen Menschen. Erst als in der christlichen Tradition dieses Verständnis vergessen wurde, konnten die Texte, die von der Schöpfung erzählen, zu einer Konkurrenz für die Naturwissenschaften und ihr Bild, das sie von der Entstehung des Kosmos zeichneten, werden.

Günther Fleck

Wertorientierung und verantwortungsbewusstes Handeln im militärischen Einsatz. Eine Anleitung zur kritischen Auseinandersetzung mit dem radikal Bösen im Menschen

1. Einleitung

Im Lauf ihres Lebens entwickeln die Menschen ein Weltbild, das als Orientierungsrahmen dient, Dinge und Ereignisse zu ordnen, wodurch es normalerweise zur Ausbildung subjektiver Stabilität und Sicherheit kommt. Das individuelle Weltbild enthält auch ein soziokulturelles Repräsentationssystem, das zwischen gut und böse zu unterscheiden erlaubt, gleichsam eine ethisch-moralische Geisteshaltung ist. Die Erzeugung dieser ist eingebettet in einem Prozess der Verinnerlichung, ein Schlüsselkonzept zum Verständnis der Aneignung soziokultureller Repräsentationen. Die Verinnerlichung von Werten unterliegt in ihrem Fortschreiten einem Gestaltungsprozess, der sich in Richtung Verantwortungsübernahme oder Verantwortungsenthaltung (Verantwortungsleugnung) durch die Handelnden manifestieren kann. Im Idealfall ist der Mensch fähig, je nach Gefordertheit der Lage, so zu handeln, dass hierfür auch die entsprechende Verantwortung übernommen wird.

Es wird hierbei von einem bewusstseins- und entscheidungsfähigen, aktiv handelnden Individuum sowie der Zielgerichtetheit des Verhaltens und der wechselseitigen Beeinflussung zwischen Individuum und Umwelt ausgegangen. Menschen sind aktive Schöpfer, keine passiven Umformer von Reizen. Der Mensch reagiert nicht „blind“ auf äußere und innere Reizeinwirkungen, sondern er bewertet diese, plant verschiedene Ziele und strebt deren Verwirklichung an. Dabei verwendet

er seine subjektiven Annahmen über die Beschaffenheit der Wirklichkeit sowie seine Vorstellungsfähigkeit zur gedanklichen Vorwegnahme zukünftiger Ereignisse. Der Mensch ist als selbstreflektierendes Subjekt imstande, sein Handeln selbst zu organisieren.

Nach BASTINE (1984) sind „Handlungen (...) diejenigen Verhaltensweisen, die absichtlich auf die Realisierung eines Zieles gerichtet und dem Handelnden bewußtseinsmäßig voll zugänglich sind. Sie stellen damit eine spezifische Form oder Untergruppe menschlicher Aktivitäten dar, die allerdings – gerade unter der Perspektive eines epistemologischen Subjektmodells – eine Vielzahl der im menschlichen Alltagsleben relevanten Verhaltensweisen umfaßt“ (S. 68). Hierzu zählen auch Handlungen des „Bösen“, die von einfachen Demütigungen anderer Menschen bis hin zu deren Misshandlung und Ermordung reichen.

Eine Frage, die in diesem Zusammenhang immer wieder gestellt wird, bezieht sich auf das erschreckende Phänomen, wie es dazu kommen kann, dass offensichtlich völlig psychisch gesunde Menschen (Männer wie Frauen), von denen man es nie vermutet hätte, zu Misshandelnden, Folterern und Massenmördern werden können. Dem Phänomen wird unter Herausarbeitung von einigen erzeugenden Bedingungen, die an dessen Zustandekommen beteiligt sind, nachgegangen. Dabei soll auch eine eigene mögliche Betroffenheit angesprochen werden, ob und inwieweit man selbst ein Gewaltpotential in sich trägt, das man nicht kennt und einem unter Umständen zu Gewalthandlungen verleiten vermag.

2. Was ist das Böse?

In den Human- und Sozialwissenschaften sind die Arbeiten zum Thema der menschlichen Aggression unüberschaubar geworden. Aus Platzgründen kann nur auf zwei bedeutende Ansätze eingegangen werden. Der erste bezieht sich auf das Werk von Erich FROMM, „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ (1974; engl. Orig. 1973).

In dieser sehr differenzierten Arbeit macht FROMM den wichtigen Unterschied zwischen einer dem Überleben dienenden konstruktiven Form der Aggressivität und einer gegen das Leben gerichteten destruktiven Form. Während die erstere als angeboren postuliert wird, wird die letztere als Ergebnis einer psychosozialen Fehlentwicklung (Umgebungseinflüsse), die eine Charakterdeformation mit sich bringt, betrachtet. Seine Theorie wird durch eine Vielzahl von Befunden und Studien untermauert.

Der zweite Ansatz bezieht sich auf die Arbeit von Philip ZIMBARDO, dem es gelungen ist, die für Gewalttaten spezifisch wirkenden Umgebungsbedingungen herauszuarbeiten, und die unter dem Titel „Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen“ (2008; engl. Orig. 2007) international hohe Beachtung fand. Zimbardo gibt in diesem Werk folgende Definition des Bösen: *„Das Böse ist ein vorsätzliches Verhalten, das unschuldige Andere schädigt, missbraucht, erniedrigt, entmenschlicht oder vernichtet – oder der Gebrauch von Autorität und Rang, um im eigenen Namen solches Verhalten bei anderen zu fördern oder zu gestatten; oder kurz gesagt: ‚böse handeln wider besseres Wissen‘“* (2008, S. 3). Eine detaillierte Auflistung von Kriegsverbrechen, Vergewaltigungen, Folterungen und anderen Gräueltaten möge hier erspart bleiben, sie sind aus den Medien nur all zu gut bekannt.

Beide Arbeiten ergänzen einander, indem sie einerseits das Zusammenwirken von Bedingungen, die im Menschen verankert, andererseits von Bedingungen, die in der Umgebung verortet sind, zusammenführen. Man kann dem Verständnis des Bösen nur einigermaßen gerecht werden, wenn dieses Zusammenwirken berücksichtigt wird.

3. Bedingungen für destruktive Gewalthandlungen

Als wichtige Bedingungen für die Hervorbringung destruktiver Gewalthandlungen können sowohl solche, die in der Persönlichkeit

des Individuums verankert sind (z. B. Werthaltungen der Persönlichkeit, Gewissen, Mitgefühl), aufgewiesen werden, als auch solche, die in der Umgebung (z. B. Reizüberflutung, Gruppendruck) zu verorten sind.

Werthaltungen der Persönlichkeit („Charakterzüge“)

Die Entwicklung des Menschen ist von Anbeginn in Differenzierungs- und Integrationsprozesse eingebettet. Während Differenzierung die Herausbildung und Verfeinerung der unterschiedlichen Merkmale des Individuums bedeutet, meint Integration die Zusammenfügung von zwei oder mehreren dieser Merkmale im Sinne einer reibungslosen Koordination des Zusammenwirkens. Durch die Einbettung des Menschen in die untrennbare Mensch-Umwelt-Interaktion kommt es im Rahmen der Entwicklung zur Ausdifferenzierung verschiedener kognitiver, affektiver und motorischer Fähigkeiten sowie zur Ausformung eines Weltbildes, das auch die subjektiv bedeutsamen Werte mit einschließt.

Die Persönlichkeitsentwicklung weist zwei Formen auf: Einerseits die spontane Persönlichkeitsentwicklung, wie sie jeder Mensch im Lauf seines Lebens an sich selbst erfährt und auch bei anderen zu beobachten vermag, andererseits die aktive Persönlichkeitsentwicklung, die durch systematische Selbstreflexion des eigenen Standpunktes und durch Arbeit an sich selbst gekennzeichnet ist. Die Entwicklung der Werte, denen sich der Soldat und die Soldatin verpflichtet fühlen, stellen gleichsam den Bezugsrahmen ihres ethisch-moralischen Handelns im zivilen wie auch militärischen Kontext dar.

Im Hinblick auf die Bedingungen ethisch-moralischen Handelns aus individueller Sicht müssen folgende Anforderungen erfüllt werden: Erstens muss der Soldat erkennen, ob ein Verstoß gegen ethisches Verhalten vorliegt. Das setzt voraus, dass ein System von Werten verinnerlicht wurde, wodurch eine adäquate Einschätzung der gegebenen Situation ermöglicht wird. In vielen Fällen hat die Kenntnis von kulturellen Unterschieden einen starken Einfluss auf ethisch-

moralische Entscheidungen, und es hängt von der interkulturellen Kompetenz des Beobachters ab, die richtigen Schlussfolgerungen zu treffen. Zweitens muss der Soldat über die Regeln des richtigen sittlichen Handelns in Bezug auf den jeweiligen Kontext Bescheid wissen. Ein Dilemma entsteht dann, wenn der Beobachter Zeuge unethischen Verhaltens wird und nicht weiß, was er tun kann oder tun soll. Drittens muss der Soldat imstande sein, gemäß den sittlichen Regeln zu handeln. Viertens muss der Soldat auch motiviert sein, auf angemessene Weise zu handeln. Was auch immer der Grund sein mag, Menschen sind oft unwillig, sich den im Augenblick geforderten sittlichen Normen entsprechend zu verhalten. Fünftens sollte eine Art ständiger Wachsamkeit gegenüber den im Moment gegebenen ethisch-moralischen Anforderungen aufrechterhalten werden, um gegebenenfalls eingreifen zu können.

Im Allgemeinen haben die meisten Menschen in Bezug auf ethisches Verhalten und für dessen korrekte Ausführung das notwendige Wissen und die dazugehörigen Fertigkeiten gelernt. Gleichwohl zeigen viele von ihnen diskrepantes Verhalten in unterschiedlichen Situationen. Warum handeln Menschen gegen besseres Wissen und Gewissen? Möchte man zur Erklärung unethischen Handelns nicht auf einen Aggressionstrieb oder andere Instinktkonzepte rekurren, gilt es alternative Möglichkeiten zu erkunden. Da Menschen vielfach die Freiheit haben, sich für ein bestimmtes Verhalten zu entscheiden, bieten Modelle der menschlichen Informationsverarbeitung adäquatere Erklärungen an. Obgleich ein Großteil der täglichen Verhaltensweisen größtenteils automatisch erzeugt und kontrolliert wird, erfordern bestimmte Situationen planvolles Handeln. Die Möglichkeit, seine eigenen Handlungsfolgen gedanklich vorwegzunehmen, macht den Menschen verantwortlich für sein Tun. Aus diesem Grund muss die persönliche Verantwortungsübernahme für das eigene Handeln als Kernelement ethisch-moralischen Verhaltens verstanden werden. Es werden drei Typen ethischer Geisteshaltungen unterschieden: der Tiefenstrukturtyp, der Oberflächenstrukturtyp und der strukturlose Typ (FLECK, 2005).

Der Tiefenstrukturtyp zeichnet sich durch eine sehr hohe Verinnerlichung seiner ethischen Geisteshaltung aus. Soldaten von diesem Typ behalten ihre Wertorientierung in fast allen erdenklichen Situationen, auch dann, wenn sämtliche äußere Kontrollen wegfallen und man ungestraft unethische Handlungen ausführen könnte.

Der Oberflächenstrukturtyp weiß um die ethisch-moralischen Belange genau Bescheid, er ist im Grunde fähig, sich den Regeln entsprechend zu verhalten. Allerdings ist seine Wertorientierung nicht wirklich tief verwurzelt. Soldaten von diesem Typ können sich sehr unterschiedlich im militärischen Einsatz verhalten und unter Wegfall äußerer Kontrollinstanzen extrem unethisch agieren.

Der strukturlose Typ weiß zwar um ethisch-moralische Belange Bescheid, d. h. er ist sehr wohl in der Lage, zwischen gut und böse zu unterscheiden, ist jedoch nicht gewillt, sich daran zu orientieren und entsprechend zu handeln. Fragen der Ethik und Moral interessieren ihn einfach nicht. Soldaten von diesem Typ sollte es eigentlich gar nicht geben. Allerdings haben viele von diesem Typ gelernt, ihr großes ethisch-moralisches Defizit sehr gut zu verbergen, sich oberflächlich gesehen gut anzupassen und die Mitmenschen zu täuschen (HARE, 1999). Das wesentliche Defizit dieser Menschen, das Fehlen von Mitgefühl für andere Menschen und eine mangelnde Affektkontrolle, wird nur unter bestimmten Einflüssen sichtbar. Auch sehr gute psychologische Personalauswahlverfahren im zivilen wie im militärischen Bereich sind oft nicht in der Lage, diesen Typ zu identifizieren und herauszufiltern. Soldaten vom strukturlosen Typ stellen dann in der Regel als so genannte Problempersönlichkeiten sehr große Schwierigkeiten für die militärische Führung dar.

Situative Bedingungen, die unethisches Handeln begünstigen können

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, werden vier wichtige Bedingungen, die die Hervorbringung unethischen Handelns begünstigen, kurz umrissen: Deindividuation, selektive Identifikation, Gruppenzwang und Änderung des Denkens in Kriegszeiten. Der

Oberflächenstrukturtyp und der strukturlose Typ neigen dazu, unter diesen Bedingungen unethische und moralisch verwerfliche Handlungen zu vollziehen. Der wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Typen gründet sich im Grad der Selbstkontrolle. Während der strukturlose Typ auch unter normalen Bedingungen Defizite im Hinblick auf seine Selbstkontrolle aufweist, ist der Oberflächentyp in der Lage, sich angepasst zu verhalten.

Die erste Bedingung für unethisches Handeln, Deindividuiierung, ein soziales Phänomen, wird als psychischer Zustand verstanden, der bei Menschen hervorgerufen wird, die sich an Massenansammlungen (z. B. Fußballmatch, Massendemonstrationen) beteiligen. Hauptkennzeichen des Deindividuiierungszustandes sind verringertes oder fehlendes Selbst- und Individualitätsgewahrsein mit der Folge der Reduzierung oder Auflösung selbst gesetzter Grenzen und der Auflösung normativer Verhaltensregulation (DIENER, 1980). Dies vermag zu gewalttätigem Kollektivverhalten von Gruppen zu führen (z. B. Gruppenvergewaltigungen, Lynchmob).

Die zweite Bedingung zur Auslösung unethischen Handelns ist selektive Identifikation. Diese verleitet Menschen dazu, sich primär mit anderen Personen zu identifizieren, die gleiche Interessen teilen oder ähnliche Persönlichkeitscharakteristika aufweisen (vgl. TART, 1975). Die große Gefahr der selektiven Identifikation beruht auf der möglichen Zurückweisung von Personen, die anderen Rassen, politischen Parteien, Nationen, religiösen Gruppen, wissenschaftlichen Gemeinschaften oder Sprachpopulationen angehören. Unter gewissen Umständen werden diese ‚Fremden‘ sehr leicht als Feinde etikettiert und dehumanisiert. Zu einer Tragödie kann das dann führen, wenn die dehumanisierten Anderen nicht mehr als menschliche Wesen sondern als Bestien betrachtet und behandelt werden, wie dies die Kriegspropaganda aus den verschiedenen Kriegen auf schauderhafte Weise demonstriert.

Die dritte Bedingung bezieht sich auf Gruppeneinflüsse. Menschen, die einer strengen Ranghierarchie (z. B. Militär oder Sektenmitglied-

schaft) angehören, sind mitunter einem enormen Gruppendruck ausgeliefert, der sie zu bestimmten Verhaltensweisen nötigt. Die Ausmaße des Drucks können so enorm werden, dass Individuen Verhaltensweisen ausführen, die eindeutig ihrem Gewissen und ihrem Wertesystem widersprechen (ZIMBARDO, 2008).

Die vierte Bedingung kann als Änderung der Sichtweise und des Denkens verstanden werden, wie sie in Kriegszeiten häufig anzutreffen ist und von LESHAN (2002) herausgearbeitet wurde. Er bringt in seiner Monographie „The Psychology of War“ (2002) zehn Meinungen zu Themen, die die Allgemeinheit betreffen, und stellt die Varianten der Friedenszeit den Varianten der Kriegszeit gegenüber. Als Beispiel sei Folgendes angeführt: Während in der Friedenszeit die Sichtweise *„Wir können mit jenen reden, mit denen wir nicht übereinstimmen. Verhandeln ist möglich.“* dominiert, übernimmt in der Kriegszeit die vereinfachte Sichtweise *„Da der Feind böse ist, lügt er natürlich. Kommunikation ist nicht möglich. Nur Gewalt kann den Streit beilegen. Wir sagen die Wahrheit, sie lügen.“* die Überhand.

Zusammenfassend kann im Hinblick auf die Wertorientierung des Soldaten festgehalten werden, dass – wenn möglich – nur Personen für den Soldatenberuf ausgewählt werden sollen, die den Tiefenstrukturtyp verkörpern. Dies ist eine in der Praxis kaum zu lösende Aufgabe. Daher bedarf es gerade im Rahmen der militärischen Bildung und Ausbildung besonderer Anstrengungen, militäretische Unterrichte zu konzipieren, die nicht nur auf rein rationaler Basis ethisch-moralische Prinzipien zu lehren versuchen (ein Unterfangen, das eher selten von Erfolg gekrönt ist). Vielmehr muss angestrebt werden, die Herzen der Adressaten direkt anzusprechen, um auf diesem Weg eine Sensibilisierung zumindest auch beim Soldaten des Oberflächentyps zu erreichen. Hebt man die ethisch-moralischen Ansprüche an den Soldaten auf ein hohes Niveau und berücksichtigt man zusätzlich noch das geforderte Leistungsniveau inklusive einer möglichst großen Anpassungsfähigkeit an die unterschiedlichen neuen Herausforderungen als persönliches

Charakteristikum, kommt man nicht umhin, von einer Renaissance des Rittertums in moderner Gestalt zu sprechen (FLECK, 2007).

4. Das Virus der Gewalt tragen wir alle in uns

Die Masse der Menschen erfährt im Laufe ihres Lebens unterschiedliche Formen von Gewaltanwendungen, von der „gesunden Watschen“ bis hin zum sexuellen Missbrauch oder sonstigen Misshandlungen. Man kann davon ausgehen, dass dies bei jedem Menschen Spuren hinterlässt, dass einem also das Virus der Gewalt einverleibt wurde. Wie weit es hier zur Bildung eines Gewaltpotentials kommen kann, ist eine sehr schwierige Frage. Gemäß klinisch-psychologischer Erfahrungen und Studien kann das Spektrum der Folgereaktionen von kaum vorhandenem, leichtem Rachebedürfnis bis hin zur gewünschten gewaltsamen Vernichtung des Peinigers reichen.

Die Unterschiede, wie Menschen ihre Gewalterfahrungen verarbeiten, sind ebenfalls enorm. Soldatinnen und Soldaten sollten sich gelegentlich mit ihren eigenen Erfahrungen und persönlichen Verwundbarkeiten diesbezüglich auseinandersetzen, da sie aufgrund ihres Berufes leicht Gefahr laufen in gewaltfördernde Umgebungsbedingungen zu geraten. Mögliche unerwartete und unerfreuliche Handlungssetzungen seitens der eigenen Person können dann vielleicht abgefangen und verhindert werden.

Literatur

- BASTINE, Reiner: *Klinische Psychologie* Bd. 1. Stuttgart: Kohlhammer, 1984.
- FLECK, Günther: *Teaching Ethics: A Psychological Perspective*. In: MICEWSKI, Edwin R. & ANNEN, Hubert (Eds.): *Military Ethics in Professional Military Education – Revisited*. Frankfurt/Main: Peter Lang, pp.65-76, 2005.
- FLECK, Günther: *Von einer Renaissance des Rittertums in moderner Gestalt. Das Menschenbild des Soldaten im 21. Jahrhundert*. In: *Österreichische Militärische Zeitschrift* 5/2007, S. 531-538.
- FROMM, Erich: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*. Reinbek: rororo, 1974 (engl. Orig. 1973)

- HARE, Robert D.: *Without consciousness. The disturbing world of the psychopaths among us*, New York: Guilford, 1999.
- DIENER, Ed: *Deindividuation: The absence of self-awareness and self-regulation in group members*. In: PAULUS, P.B. (ed.): *The psychology of group influence*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum, pp. 209-242, 1980.
- TART, Charles T.: *States of Consciousness*, New York: Dutton, 1975.
- LESHAN, Lawrence: *The Psychology of War. Comprehending its Mystique and its Madness*. New York: Helios Press, 2002.
- ZIMBARDO, Philip: *Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag, 2008 (engl. Orig. 2007).

Brian Parker
European Cultural Change

I'm going to take you on a train journey. It is not across miles or kilometres, it is across time, years, decades and centuries. As we crossed over from the 20th to the 21st century, many Christians reflected on the way in which society, especially western society, has gone off the rails with respect to the traditional values of the Christian faith. There was not a sudden change as the new millennium dawned but the closing of one century and the opening of another served as a focus for many Christian thinkers who took the opportunity to assess the role and relevance of the contemporary Christian faith. Our faith always exists in a cultural context, sometimes defining it and sometimes being shaped by it, so, all aboard for a trip on the European Culture Railway.

We leave from Lubbecke and, as the train pulls out, we travel some distance and realise that the scenery is changing; we are going back 1,000 years through time and will catch a glimpse of the relationship between the prevailing culture and the Christian faith with brief stops at nine historic stations.

Our first stop is at **Romanesque**. There are two other trains at the station and they are facing in opposite directions. One is the Eastern Orthodox express and the other the Western Latin inter city. At 1054 they will depart, one for Constantinople the other for Rome. They carry their symbols of faith with them. Holy figures represented to an artistic formula – two dimensional and symbolic. These subjects were too holy to be treated lightly or realistically. Both trains will travel

¹ The following is the text of an illustrated presentation given by Brian Parker at the Institut für Religion und Frieden in 2013. The accompanying Power Point slides are available on request.

through an age of spiritual piety and political obedience, the church ruling the spiritual and monarchs ruling the worldly aspects of life and ordinary people not daring be out of step with either! There are artistic echoes of the Romanesque period in the iconography of the Orthodox faith today.

Next along the line we stop at **Gothic** station where, in the Latin west, the reality and nature of art has flourished but piety, holiness, respect have greatly diminished. Here we see Mary nursing the child Jesus. The female figure is beautiful, bare breasted and painted for glamour rather than motherhood. The model was Agnes Sorel, mistress to King Charles VII of France. So, somewhere between the stations of Romanesque and Gothic there has been an upward gradient in artistic portrayal but the continent has gone downhill spiritually. Whereas it was not proper to portray holy people realistically at our last stop because they were so revered, it is now acceptable to portray the Virgin Mary, voluptuous, bare breasted with the Son of God on her lap, modelled by the king's mistress.

Proceeding through the cultural countryside of history we come to a station that has just been rebuilt. **Renaissance**, this is Renaissance. There is a re-birth of classical forms of Roman and Greek art and architecture, the development of perspective in painting, of education, of diplomacy, and philosophy. Leonardo Da Vinci and Michelangelo were "Renaissance Men". The reborn intellectual freedoms and the invention of the printing press during the Renaissance had a profound effect on the Christian faith and paved the way for the Reformation, the Protestant break with Rome. We see Martin Luther waiting for the 1517 train to Wittenberg, his 95 theses in his briefcase and thoughts of the Bible in the German language in his head. Henry VIII of England gets off the train from Rome and will board a royal train of his own due to arrive in the station at 1535 whilst John Calvin will wait for the 1536 to Geneva just a minute later as William Tyndale, the great English Bible translator is being bound to a stake to be strangled and burned at a distant station in Belgium.

Our next stop is a very ornate station with exaggerated architecture and flamboyant style. It is called **Baroque**. The churches felt that art, music, architecture, literature, should communicate religious themes appealing to the senses and raising the emotions. It began as a counter to the more sober tastes of the Protestant reformers but soon took on universal appeal. On the station platform we see Bach, Handel, Vivaldi, Pachelbel and Purcel giving an impromptu concert near the ticket office. Here we find Rembrandt, Ruebens, Caravaggio, and Bernini giving the station a fresh coat of paint whilst William Shakespeare, deep in thought, writes, "To be or not to be", in the waiting room. Here our concept of the orchestra, oratorio and opera are born and the Christian faith, on both sides of the Reformation and across the Latin/Orthodox divide, finds beauty and awe in the midst of their religious conflicts.

Our next station gives us a bit of a shock. There are people celebrating something called "**The Enlightenment**" and demonstrating with placards saying "Up with reason, down with faith". We have stopped at the town of Reason. God is rejected, miracles denied, the intellect is praised and the spirit mocked. Nature shows all there is to know and man can form his own theories about existence and the meaning of life. Voltaire is making a speech on the platform, "All good Christians glory in the folly of the Cross. Nothing can be more contrary to religion and the clergy than reason and common sense." This intellectual revolution is accompanied by political revolutions in France and America, an industrial revolution in Great Britain and a military revolution in the whole continent of Europe. We see Napoleon Bonaparte in conversation with the great scientist Pierre-Simon Laplace, "You have written this large book on the system of the universe, and have never even mentioned its Creator." Laplace replied, « Je n'avais pas besoin de cette hypothèse-là. » ("I had no need of that hypothesis." – I do not need God, I can explain it all with mathematics). Napoleon has just got off the 1812 train from Borodino near Moscow looking very depressed. He is waiting for the 1815 Waterloo express which, sadly for him, will crash at full speed

into the buffers of Wellington and Blucher at Waterloo as the Age of Reason comes to an end.

If our last stop was a bit heavy with people taking themselves very seriously (but leaving God out of all their equations) our cultural train now pulls into a very different station. On the platform we see Victor Hugo, Friedrich von Schiller, Alexander Pushkin and William Wordsworth who summed up their approach to life as, “the spontaneous overflow of powerful feelings”. They are waiting for a train at **Romanticism** station but probably do not care very much if the train does not turn up! Meanwhile English artists Constable and Turner take their turn to paint the station. Europe was returning to beauty in art and poetry after the upheaval of revolutions in the Age of Reason and man was reconnecting with his emotional soul. Faith in Christ, which had been relegated by Voltaire to the stables and the kitchen, was brought back to the court and the palace. In England, evangelical revival under John Wesley and the fight to abolish the slave trade by William Wilberforce gave the country a spiritual uplift that we still feel today.

Leaving Romanticism we pass through its lovely landscapes and come eventually to scenery that is harder as flights of imagination give way to reality in everyday life and we pull into a rather depressing station. This is **Realism**. Henrik Ibsen, Norway’s father of modern theatre paces the platform thinking how to open the curtains on the stage of reality so that his audience may see how life really is. Victorian England celebrates its global power but cannot conquer the social deprivation of its working people whilst America goes to war with itself, south against north, over more basic deprived freedoms – all praying to the same God and reading the same bible. Near our station we see a church that has only rich people going in. The church has become separated from the working people in Europe’s industrialised societies who have been shunted into a spiritual siding. Lines of conflict are being drawn between the emerging philosophies of capitalism and communism. The church seems to have no answer to these chal-

lenges or to the man who steps off the 1859 train with a book under his arm – the man, Charles Darwin, the book, “The Origin of Species”.

Realism was built on structures, empires, imposed order, and enforced behaviour. At **Modernism** our next stop, we see Edvard Munch’s response to all this imposed order and the pressures of life. So begins a new self consciousness that breaks with the traditional styles of literature, poetry, theatre, art and music. Vincent van Gogh, working for the railway company, paints sunflowers on the wall of the ticket office and Pablo Picasso, waiting for the 1910 train draws abstract graffiti on the wall, several bystanders commenting that, “This is the Devil’s work”! The classical form and order of Bach, Beethoven and Mozart have to make room for the innovations of Schoenberg, Stravinski and Mahler. Standing on the platform and disdainfully looking at Picasso’s cubic constructions, Pope Pius X declaims the new modernist thinking and demands that his clergy take the “Oath against Modernism” which includes the declaration, “*I declare that I am completely opposed to the error of the modernists who hold that there is nothing divine in sacred tradition...*”. The RC church thus condemned modernist thinking because its desire to make all things new required a rejection of tradition. Protestants viewed the cultural shift with more favour because they had re-asserted the Holy Bible as the prime authority over questionable church traditions and, unnoticed on the platform, Charles Fox Parnham, had departed on the 1901 train to Kansas speaking in tongues as he boarded commencing the modern Pentecostal movement.

We see Ernest Hemingway returning wounded from the Italian front waiting for the 1918 departure to Illinois with thoughts of a book “A Farewell to Arms” to occupy his journey. The First World War reinforced for him that such a catastrophe could only be brought about by old, traditional concepts of nationalism and power. If he had waited for the 1933 train to Berlin his opinions would have received a fiery confirmation as his books are publicly burned by the rising Nazi party.

Having begun with a scream, Modernism struggles on to the swinging sixties but ends having been overwhelmed by two world wars. Science, secularism and sociology now suppress religion and the church is in steep decline.

For the first time in our 1,000 year journey, the weather is bad and we cannot see where we are or where we are going. The train slows down and, rubbing the mist from the window, we can just make out the station sign as we come to a halt. It says **Postmodernism**. The station announcer calls, "All Change, this train terminates here, or then again it may not". We must get off the train. On the platform we overhear some of the chatter. At all of our previous stops we have found people believing that truth exists and, in their own ways, searching for it. Here the people appear to reject the very notion that anything can be true or false, right or wrong, moral or immoral, real or unreal. All is relative and subjective. Opinion and intuition rather than research, hypothesis and policy are the rather abstract guides on life's journey. So, the values and precepts observed on our cultural train ride have been rejected and ejected. The art, architecture, music, drama, religion, culture, civilisation and science that we saw are pointless and insignificant. Religion, as with everything else, is a matter of opinion with no concept either of authority or truth. So we leave the station finding with some surprise that we are back at Lubbecke in the year 2013.

We have made our journey and now have an idea of how we arrived culturally and spiritually where we are. These cultures merge and overlap and none of them cancels out the others; we live under the influence of all of them. However, at each station on our journey one culture was dominant, so in our times we must consider the effects of the dominant cultural thinking on our Christian walk and witness in the 21st Century. I have suggested that it is Postmodernism. However, a mindset whose ground level response to a question of any depth is, "Whatever", cannot survive for long in a world where real questions of life and death now impinge on our everyday lives. Postmodernism has been sustained by the uncontrollable nature of the internet where

ignorance and excess have equal billing with wisdom and genius. I suggest that this sub-culture can exist only as a parasite feeding off the established structures of societies that it despises. Its tools of cynicism, scepticism, doubt and irony are good only for deconstruction and not construction. Think about this; a sub-culture that tells us that there is no such thing as truth cannot expect to be believed, not for long anyway!

It has been severely damaged by some global realities. So, having considered how we got here, let us now think in a little more detail about what shapes the backdrop to our Christian lives today.

The fall of an atheist empire in Europe – Glasnost (openness) and Perestroika (restructuring) gathered a momentum that Mikhail Gorbachev had not intended. The foundations of communism crumbled and the building began to fall. In three years of revolution, mainly by civil resistance, the political map of Europe changed and 20 countries tied to the Soviet Union broke free. Even in Gori, Georgia Stalin's hometown his statue is not displayed with public prominence but has been relegated to a museum.

The rise of militant Islam – Although terrorism has, historically, left its scars on societies worldwide, the rise of militant Islam reached a summit with the unprecedented horror of the attack on the twin towers in 2001. It precipitated a military and ideological conflict that has seen a dramatic rise in asymmetric warfare prosecuted across borders but not primarily between states. The damage to international cohesion has been immense, the continuing attrition in lives tragic, and the economic effects devastating. From their beginnings in Afghanistan and Pakistan Islamist incursions are now taking place over the whole Arab world turning the so called Arab Spring into a very hot summer for them and a cold winter for their native Christian populations. French military action in Mali is today attempting to push back this Islamic tide.

The motivation is fanatically religious, the philosophy is not new and was expressed well in this summary by Sayyid Qutb an Egyptian aca-

demic and leading member of the Egyptian Muslim Brotherhood - until hanged for plotting the assassination of the president Gamal Abdel Nasser in 1966.

Aggressive Secularism – In politics, education, sociology, law and science aggressive secularism has attacked many of the assumptions and moral standards of two Christian millenia. The “Atheist Bus Campaign” in the UK in 2008 backed by the British Humanist Association and atheist professor Richard Dawkins drew some interesting responses ...

The Continuing Economic Crisis - Investment and commercial banks made massive, speculative and unsecured gambles with borrowed money. National and international regulating bodies neither recognized nor moderated this fatally flawed finance which was centered on short term individual gain and devoid of personal integrity or long term collective altruism. The present generation, having bailed out the banking system, is now mortgaged to this mixture of recklessness and incompetence.

Global Warming- The decade has seen increasing foreboding regarding worldwide climate change and a high incidence of natural disasters that are thought to be linked to human activity. The debate rages but I think a quote from Tony Blair when he was the UK Prime Minister puts a perceptive perspective on global warming, “If we take all this actions and if it turns out not be true, we have reduced pollution and have better ways to live, the downside is very small. The other way around, and we don’t act, and it turns out to be true, then we have betrayed future generations and we don’t have the right to do that.”

World Population – Martin Luther King said, “Unlike plagues of the dark ages or contemporary diseases we do not understand, the modern plague of overpopulation is soluble by means we have discovered and with resources we possess. What is lacking is not sufficient knowledge of the solution but universal consciousness of the gravity of the

problem and education of the billions who are its victim.” Whether you are optimistic or pessimistic about world population, it forms a highly significant part of the backdrop to the 21st century. The blue line represents actual growth, red, yellow and green show the UN high, medium and low projections through to the 22nd century.

Information Technology – Star Trek had its beginnings in 1966. Those of us that can remember that far back thought it miraculous that Captain James T Kirk of the Starship Enterprise could communicate with his vessel from a remote location with a small mobile device. Although we cannot yet beam up to space from the surface of the planet who knows, perhaps one day we will! My grandchildren, 8 and 5 are now comfortable with mobile phones and e mail.

By 2015 there will be nearly 3 billion Internet users, more than 40 percent of the world's projected population and nearly 15 billion network connections via computers, tablets, mobile phones, connected appliances and other smart machines devices, enough for two connections for each of the seven billion persons on earth.

We have seen, at least in summary, how we got here in terms of history, culture and Christianity. This is where we are – 21st century, the beginning of the third Christian millennium. In many ways we are out of step with the cultural influences of our time. This weekend we hope to make sure that we are still in step with Jesus Christ who is the same, yesterday, today and for ever.

Werner Freistetters/ Alexander Wessely

Moderne Kunst – heilsam verstörende Provokation? Ein Gespräch

F: Angesichts vieler moderner Kunstwerke fragt man sich: Na schön, ja, provokant. Aber wo ist denn die Lösung? Gibt's denn da keine Lösung? Endet das alles im Untergang? Also wenn ich mir vorstelle, wie es früher war, mit den schönen Fresken, die wir haben, da ist sogar die Hölle eingebaut in den barocken Himmel, aber hier: Was ist mit unserer modernen Gesellschaft los, mit unserer modernen Kunst? Gibt's da keinen positiven Abschluss?

W: Also ich finde die barocken Fresken des Fegefeuers wesentlich beunruhigender als die Stimme Gottes am Schluss der Letzten Tage der Menschheit, die sagt: Ich habe es nicht gewollt.

Die Frage ist immer: Wann ist Kunst modern? In der Barockzeit hat es auch moderne Strömungen gegeben, jede Kunstepoche kennt moderne Strömungen, und ich höre immer wieder: Du kannst einen Tell nicht auf einer schwarzen Bühne spielen. Da brauchst du die Schlucht, den Wald. Dann sag ich immer: Das Theater hat sich weiterentwickelt. Wenn wir uns nicht auf Neues eingelassen hätten, würden wir immer noch im griechischen Theater sitzen, den Schauspielern mit den Masken zuschauen, sie im strengen Versmaß sprechen hören – und tagelang feiern...

Ich denke, dass Kunst immer den Finger in offene Wunden legen muss. Ich glaub, das ist eine der größten Aufgaben der Kunst – einer Kunst, die zu einer Auseinandersetzung einlädt.

Nicht zu einer Gelegenheitskunst, wie wir sie da haben in diesen barocken Räumen, in denen wir uns immer noch sehr wohlfühlen. Aber es ist die Frage, ob das unsere Zeit ist. Der Kunst ihre Zeit – der Zeit ihre Kunst, und der Kunst ihre Freiheit! Dass die Kirche mitunter auch

von der Kunst dargestellt wird, sehen manche als Angriff. Ich meine aber, dass wir von Glück reden können, wenn wir in der Kunst überhaupt noch vorkommen: Denn dann nimmt man uns noch wahr. Ich denke, eine Kunst, die die Kunst unserer Zeit ist, muss provozieren.

F: Also Kunst als heilsam verstörende Provokation.... Ja, es stimmt schon: Kunst erschüttert. Wirkliche Kunst berührt, wühlt auf. Es gibt ja auch ganz wunderbare Werke in unserem ‚Kunstkanon‘, die einen wirklich aufwühlen. Die griechische Tragödie war so etwas: Die Katharsis, das Mitleiden mit dem Helden, der dort am göttlichen Willen verzweifelt und scheitert, das bringt den Zuschauer dazu, sich zu verändern. Wo ist das aber bei vielen Werken der modernen Kunst? Bleibt sie oft nicht einfach nur Provokation? Wo ist dann das Heilsame?

W: Denken Sie an die Provokation eines Bildes, das nur rot ist, eine rote Leinwand: Da sagt jeder, das kann ich auch. Na gut, irgendetwas nachmachen kann ich natürlich auch, das ist ganz klar. Aber das essentiell Neue ist, dass sich zum ersten Mal jemand traut, das zu machen. Auch im Neuen Testament ist die eigentliche Botschaft Jesu ganz einfach: Gott und die Nächsten zu lieben. Die Botschaft der Liebe ist nicht erst durch das Christentum gekommen, die kennen auch andere Religionen. Aber einer hat es dann erstmals in dieser Klarheit ausgesprochen. Einer hat sich getraut, dieses rote Bild zu malen sozusagen, die wichtigsten Gebote noch einmal in eines zusammenzufassen. Und da ist auf einmal der Durchbruch.

Und ich denke, dass da einfach der große Spielraum der Kunst deutlich wird: Neues zu wagen, mitunter auch Missstände aufzuzeigen, aber auch neue Lösungen vorzuschlagen.

Wir haben uns bei der Konzeption und Vorbereitung unseres Stücks gefragt: Was war denn in der Geschichte die Aufgabe der Militärmusiken: Die waren nicht für schöne Klangmelodien da, nicht für wunderschöne Konzerte im Fackelschein, sondern sie sollten zum Kampf rufen, mitunter auch zum Gebet. Sie waren dazu da, die Soldaten zu motivieren, ihnen Mut zu machen, sie zu begleiten bis zum Abtritt.

Auch in diesem Bereich hat sich die Kunst weiterentwickelt, die damals aber genauso Kunst war wie heute. Kunst bringt immer wieder Neues hervor, sie kratzt und klopft damit immer wieder neu an unser Gemüt an, und dort, wo wir uns schon so mit der Kunst vertraut wissen, kommt plötzlich der nächste und macht etwas ganz Neues. In Österreich z. B. Hermann Nitsch mit seinen Blutbildern, den rituellen Schlachtungen. Ich bin jetzt nicht unbedingt ein Freund davon, dass ich zuschau, wie eine Kuh geschlachtet wird, aber auf der anderen Seite ess ich auch gerne Rindsschnitzel. Nur dort schaut keiner zu, man sagt gern, das möchte ich nicht sehen. Aber trotzdem wird auf einmal die profane Handlung auf eine ganz andere Ebene, die Ebene der Kunst gehoben. So wie die profane Handlung des Brotbrechens in der Liturgie auf einmal auf die Ebene des Glaubens gehoben wird. Das ist auch ein heiliges Spiel. Ich sag immer wieder ganz provokant: Der liebe Gott braucht unsere Kirche nicht. Der liebe Gott braucht weder eine wunderbare gotische Basilika noch eine barocke Basilika noch einen Betongusswürfel, den wir als Kirche deklarieren. Der braucht das alles nicht, der weiß ja, dass er der liebe Gott ist. Nur wir müssen es uns deutlich machen in der Sprache unserer Zeit.

F: Aber die Sprache unserer Zeit ist sehr vielfältig. Es gibt eine babylonische Sprachverwirrung heute. Wenn liturgische Texte in die Alltagssprache übersetzt werden sollen, ist immer die Frage: in welche Alltagssprache? Die Sprache von Menschen einer gebildeten Bürgerschicht? Aber die können sich mit manchen Gruppen in der Gesellschaft nicht mehr verständigen...

Wenn es in der Kunst oft um das Neue geht, das Wagnis... Was ist mit dem alten Glauben? Wie kommt der hinein? ‚Neue Kunst‘ und ‚alter Glaube‘... Mindestens seit der Zeit des Barock haben sich Kunst und Kirche, Kunst und christlicher Glauben auseinanderentwickelt, die vorher eine Zeitlang so harmonisch miteinander verbunden waren. Vielleicht auch nur durch Machtverhältnisse, das kann ja auch sein. Aber sie waren es halt, und wir schauen so etwas gerne an.

Wo ist alter Glaube wirklich in moderner Kunst erfahrbar, ohne in Gefahr zu kommen, Gebrauchskunst hervorzubringen? Ich war ein-

mal im Pentagon. Da gibt's viel Kunst an den Wänden. Aber es ist alles wirkt wie Gebrauchskunst, die Militär gefällig darstellt. Gut zu identifizieren, ein bisschen heroisch, ein bisschen sentimental. Machen wir das nicht auch oft in unseren Kirchen? Also neue Kunst und alter Glaube – wie ist der Weg?

W: Ja, wie es in den Kirchen aussieht... Ich glaube, die Kirche darf sich nicht als Kunstmäzen zurückziehen. Die Kirche muss immer wieder neue Aufträge geben für die Kunst, die sich mit dem Glauben auseinandersetzt. Die Kirche ist Kunst- und Kulturträger. Wobei für mich eine Badewanne um 15000 Euro kein Kulturgut darstellt, das möchte ich auch sagen... Wir dürfen aber nicht nachlassen, uns für Kunst zu interessieren und für Künstler zu interessieren. Wir haben in Österreich viele Künstler, die Atheisten waren und die faszinierende christliche Werke geschaffen haben, weil sie sich wirklich damit auseinandergesetzt haben, was wir zu glauben versuchen. Wir sind beim Glauben ja auch immer nur auf einen Versuch angewiesen. Paulus sagt: Was wir nicht sehen und was niemand gehört hat, das verkünden wir. Wir versuchen dann, das in Bilder der Kunst umzuwandeln.

Ich glaube, dass da gerade Atheisten einen unglaublichen Zugang haben. Ich habe das in meiner Schauspielschulzeit bei Künstlern aller Art erlebt: Die sind entweder wie der Soldat sehr religiös oder sehr areligiös. Ein Gebrauchschristentum wird man bei einem Künstler kaum finden. Deshalb müssen wir immer die Künstler zur Arbeit motivieren. Denn das, was der Künstler macht, dient der höheren Ehre Gottes.

Im Wiener Stephansdom hat sich ein Künstler in der Gotik zum ersten Mal selbst dargestellt. Bis dahin hat jeder nur seinen Zirkel auf die Steine geritzt, aber hier stellt sich zum ersten Mal ein Künstler selbst dar. Und die Kirche gibt ihm den Raum dazu, an einer ganz prominenten Stelle. Wenn der Zuhörer bei einer Predigt ermüdet den Blick senkt – ich weiß, Exzellenzen und liebe Mitbrüder, bei euch passiert das nie ..., aber sonst in der Regel kann es ab und zu vorkommen –, dann sieht er auf einmal unten an der Kanzel den Künstler ihm entgegenblicken, noch dazu mit langem Haar. Lange Haare

hat im Mittelalter der freie Mann. Der mit den kurzen Haaren, auf gut Wienerisch der ‚G’scherte‘, war der Leibeigene, mitunter auch der Soldat. Ich sag meinen jungen Soldaten immer: Jetzt wisst ihr, warum ihr so kurze Haare habt... Aber der freie Mann blickt entgegen. Kunst befreit und Glaube befreit. Es muss uns wieder gelingen, beide zusammenzubringen nach der scheinbaren Auseinanderentwicklung der vergangenen Jahrhunderte. Teilweise sehen wir nur Schrott, künstlerischen Schrott, Künstler, die an einem Tag 17 verschiedene Kruzifixe entwerfen, die nachher schnell gegossen werden. Da kann nicht die Seele dabei sein. Das funktioniert nicht. Wir müssen wieder versuchen, Kunst und Kirche zusammenzubringen.

F: Kirche war lange Zeit Kunstmäzen und sollte es sein, auch heute noch, wo die Mentalitäten, Rahmenbedingungen und Herangehensweisen andere sind. Was aber ist mit dem Militär. Das ist ja die zweite Institution, die uns hier versammelt: Kirche und Militär. Wie ist denn das da? Ich habe bei einem Diskussionsbeitrag über unsere Schlachtengemälde gesprochen, von denen wir ja viele haben im Kunsthistorischen Museum, Darstellungen siegreicher Feldherrn und großer Krieger. Wie gehen wir heute im Militär damit um, mit Kunst, mit einem künstlerischen Zugang zur militärischen Welt?

W: Ja, bei den Schlachtenbildern, da muss ich immer an die Zeit nach einer Wahl denken: Da ist jeder der Sieger... Wie können wir beim Militär mit Kunst umgehen? Am augenscheinlichsten sehen wir die Formen der Kunst in der Mode, d.h. auch in der Uniform, und in der Architektur: Wie wir bauen. Tun wir das nur nach funktionalen oder auch nach ästhetischen Gesichtspunkten, wie hier in der Sala Terrena der Landesverteidigungsakademie? Damals hat auch niemand diesen Raum so schön gebraucht. Er hätte es auch einfacher getan...

Heute tun wir uns beim Militär noch schwerer als in der Kirche, da geht's halt immer wieder ums liebe Geld. Denn der Künstler möchte ja auch von etwas leben, und er muss von etwas leben. Und dort, wo das Budget gekürzt wird, wird man am ehesten auf die Kunst verzichten. Leider Gottes.

Ich glaube, dass ein künstlerischer Raum, auch ein ganz moderner, den Menschen ganz anders öffnet und ansprechen lässt.

F: Vielleicht ein Letztes noch: Wir haben jetzt oft von der Kunst gesprochen, der Kirche, dem Militär. Aber wie du richtig gesagt hast: Es geht ja um Menschen, es geht um Künstler. Vor zwanzig Jahren, als ich noch am Päpstlichen Rat für die Kultur gearbeitet habe, fand in Berlin eine wunderbare Tagung statt mit dem Titel: „Kirche und Kunst am Ende des 2. Jahrtausends“. Sie war sehr beeindruckend, mit einem recht offenen Ergebnis am Ende. Ich hab dabei auch zum ersten Mal die Gelegenheit gehabt, mit Künstlern zu diskutieren, bis 3 Uhr früh. Es war sehr interessant, aber ich glaube, wir haben auch öfter aneinander vorbeigeredet. Wie sollen wir in Kirche und Militär dem Künstler begegnen? Wie sollen wir reagieren, wenn er uns provoziert oder einfach, ich will nicht sagen, unbelehrbar ist, sondern bei seiner genialen Meinung bleibt.

W: Vielleicht bei seiner originellen Meinung und kreativen Meinung. Ich bin auch einmal von einem Bischof als Gaukler, als Kasperl Gottes bezeichnet worden. Ich hab mich damals für sein Kompliment bedankt, und er war durch meinen Dank sehr beschämt. Ich glaube, der Künstler ist unbelehrbar. Und der Künstler möchte mit seiner Kunst immer recht haben. Und damit ist er der Kirche wieder sehr nahe: Wir sind zwar mitunter belehrbar, teilweise lehrt uns die Geschichte, aber wir müssen darauf vertrauen, dass wir recht haben auf dem Weg der Wahrheit. Und da sind wir unglaublich nahe an der Künstlerin und am Künstler dran. Und Priester, Diakone, alle, die in der Liturgie tätig sind, und Künstler haben sehr viel gemeinsam. Sie stellen etwas dar, was wir nicht unmittelbar sehen können, was wir aber begreifbar machen müssen für das Auge, den Verstand, aber vor allem für das Herz. Und christliche Lehre, christliche Liturgie und Kunst, ob sie christlich ist oder nicht, möchte immer das Herz erreichen. Nicht umsonst redet man ja von dem Kunsttempel. Da sind wir sehr nahe an dem dran. Priester, Liturge, Künstler stellen etwas dar, was wir nicht sehen, aber doch glauben und verkünden.

Peter Deibler

Botero und die Subversion als Horizont der überfälligen Kirchenerneuerung

a.

Jawohl, dieser lateinamerikanische Maler, entschiedener Diener des Gegenständlichen und Konkreten, kann uns Subversion lehren. Auch, wenn viele in ihm den Verehrer der Fülle sehen wollen, der im Überfluss der Formen schwelgt – so glaube ich ihnen nicht. Die feisten Figuren, der schielende Priester mit dem Melonenschirmchen über der gleichfarbigen und gleichförmigen Melone, über eine grünschimmernde Wiese schwebend, die pralle Ballerina, die Kartenspieler mit der nackten Spielerin, der Bischof mit den hängenden Schultern und dem Rosenkranz in den Patschhändchen, die stumm ins Leere blickenden Toreros in Festkleidung vor den Stierungetümmern: Sie alle erscheinen nicht als Individuen, sondern als Repräsentanten einer Spezies, als selbstzufriedene Vertreter einer Gattung, die jeweils mit ihnen in ihrer ganzen Lächerlichkeit erscheint, typologisch in der Rundlichkeit der Figuren, starr in der Repräsentation, so wie auf den Schwarzweißfotos des 19. Jahrhunderts Offiziere oder Bürgerfamilien posiert hatten. Also nicht Individuum, sondern Gattung.

b.

Die außerordentliche Rundlichkeit ist eine überhöhte Körperlichkeit. Geistige Situationen wie die Szene im Priesterseminar oder der Sündenfall, Familienszenen oder Maria mit dem Kinde, werden so sehr vom Körperlichen umlagert, dass das Geistige verschwindet. Das ist der erste Schritt der Subversion bei Botero: Der Auszug des Geistes aus der Materie. Deshalb blicken die Figuren so schemenhaft ins Lee-

re, deshalb schielt der Geistliche, deshalb liegt in Adams Blick weder diebische Lust noch Schuldbewusstsein. Das Feiste der Figuren ist die Abwesenheit des Geistes: Da bleiben nur die Fleischberge, am deutlichsten vielleicht bei den Katzen, denen nicht einmal Boshaftigkeit zuzutrauen ist. Mario Vargas Llosa lobt die katholische Üppigkeit Lateinamerikas gegenüber dem dürren protestantischen lebensverneinenden Körperideal des Westens. Aber er hat den Figuren zuwenig in die Augen geschaut.

c.

Der nächste Schritt in die Subversion ist auch die Unwirklichkeit der Materie selbst. Wie kann eine so voluminöse Ballerina auf der Zehenspitze balancieren? Und damit man nicht in Versuchung kommen möge, diese Darstellung für surrealistisch oder ironisch zu halten: Ihrem Blick sieht man keinerlei Anstrengung an, nicht einmal den Stolz auf die Leistung. Nein, so wie der Geist sich zurückgezogen hat, so ist auch die Materie ihrer selbst entleert. Die Volumina haben kein Gewicht. Weder die Ballerina noch der Stierkämpfer, den der Stier über seine Hörner wirbelt, noch der tote Stier selbst, der durch die Arena geschleift wird, noch der Apfel in der Hand, noch die Leichen und die abgetrennten Gliedmaßen am Boden noch die monströsen Katzen, die im Arm gehalten werden, noch die Vorgänge im Bordell, die sich unterm Blick des Betrachters ins Raumlose zurückziehen. So viel Haut und nacktes Fleisch, aber keinerlei Eros. Damen bei der Toilette, Männer als Transvestiten, die nackte Frau in der bürgerlichen Herrenrunde, die spielenden Kinder neben der Dirne und ihrem Freier: Das, was neugierig macht, ist das Fehlende, das nicht Dargestellte, und nicht die Nacktheit selbst. Der geistlose Körper ist auch kein wirklicher Körper.

d.

Eine weitere subtile Dimension liegt in den szenischen Darstellungen. Der tote Stier, von den vorgeblichen Siegern durch die Arena ge-

schleift, grinst und rollt sich wie ein Schoßhündchen ein. Die geraubte Prinzessin Europa thront auf dem fast gleichfarbigen Stier, dem der göttliche Triumph nicht anzusehen ist, eher wirkt er erschöpft oder gar resigniert auf halbem Entführungsweg, während die Entführte den verwandelten Göttervater an den Hörnern packt und wie ein Hutschpferd behandelt. Das Familiäre der Bordellszenen muss genannt werden, obwohl nichts auch nur annähernd Intimes auszumachen ist, wenn volle und leere Teller herumstehen, zwei Paare und einige Kinder sich um das Bett gruppieren, und kaum ein Kontakt zwischen Personen stattfindet: weder Beziehung noch Gewalt, weder Interesse noch Handlung, ja die am Boden verstreuten Zigaretten erscheinen am Ende noch redseliger als die Personen selbst.

Dieses steif Herumstehen, das sich ebenso auf den Stierkampfbildern (von denen man doch Grazilität und Behendigkeit erwartet!) findet wie bei posierenden Personen oder bei Familienposen, scheint überall von den Stilleben entnommen zu sein, deren Präsentation im vierten Schauraum des BA-Kunstforums wie eine Herzkammer angelegt ist. Dort werden ergraute Ananas-Stücke und in ihre eigene Schale gewickelte Orangen von Wespen umschwirrt. Weiße Röslein von einer bauchigen Vase mehr verschlungen als präsentiert. Ein knallgrüner Bananenberg auf einem Tischchen inmitten üppiger knallgrüner Bananenstauden dargeboten, sodass der Schauplatz der Szenerie verschwindet, als würde das biedere Tischchen im Urwald oder der Urwald in dem Salon fehl am Platz sein. Die Picknickdecke, bauchig gefaltet, gibt einen Obstkorb, Früchte auf Tellern und mehrere, mit farbigen Flüssigkeiten halb gefüllte Gläser zu sehen. An einer Tuckecke liegt ein Mann mit geschlossenen Augen, gegenüber halten fleischige Frauenhände tatkräftig ein weiteres halbvolles Glas sowie eine Zigarette. Aktiv ist die (unsichtbare) Frau, passiv der Mann, der schläft oder vielleicht tot ist, am Ende vergiftet durch einen der farbigen Säfte. Und wieder kommt der Schauplatz abhanden, denn das Tuch schwebt über der Wiese, ohne sie zu berühren, und erst recht die beiden Figuren, die sich auf das Picknicktuch beziehen, und nicht auf den Hintergrund und Untergrund. Der Inbegriff dieser prangenden Fruchtkörper ist die Birne, die den Schauraum beherrscht. Kol-

lossal prangt die Frucht dort, als würde sie gleich platzen, ihre eigenen Grenzen wie auch den Bildrahmen. Diese unförmigste aller Früchte hat dort, wo der Stengel herausragt, ein ebenso nichtssagendes Gesicht wie die Figuren. Die sackartige Form könnte geradezu umkippen und ihren Inhalt ergießen. Die Oberfläche beginnt sich bereits aufzulösen, ein Wurmloch, eine Bissstelle und dann ein Würmchen, das vor der völligen Auflösung den Nährboden verlässt.

e.

Die monströse Frucht korrespondiert mit dem Äpfelchen, das ungeheuer beiläufig von Adam und Eva in der Hand gehalten wird. Diese Bildhänger lenkt den Blick auf die Frage, ob diese geistlose und entkörperlichte Präsenz als schuldhaft aufzufassen sei. Das Unbeteiligte im Ausdruck der Stiertöter oder der Geistlichen, des Präsidentenehepaars oder der Witwe, deren Kinder rund um sie hantieren, ohne dass sie den Überblick zu haben scheint. Wie kann man so unbehelligt von der Welt verantwortlich sein? So teilnahmslos repräsentieren? Wie ein tumber Schulbub steht Adam da, mit dem Apfel in der Hand. Das ganze Menschengeschlecht hängt an seiner Sünde, und er blickt leer vor sich hin. Ist er ertappt worden und erschrocken? Ist Eva im Bilde über ihre Tat? Ob sie es wissen oder nicht: Es ist ihnen nicht anzumerken. Jede geistige Präsenz ist aus ihrem Antlitz geschwunden, und die körperliche nur mehr ein leeres Prangen. Ja, das ist die Form, die die Schuld angenommen hat. Der leere, nichtssagende Rückzug auf sich selbst, die körperliche Masse. Boteros Figuren sind Wesen, die die Welt verlassen haben. Schuldhaft dem Geist entsagt, und selbstgewiss und feist im Körper verblieben, der übrig ist. Das allein gibt ein hervorragendes Bild des Menschen im Kosmos.

f.

Adam und Eva stehen auf steinigem Boden. So war das Paradies? Die fleischige Ballerina berührt den Boden nur mit der Zehenspitze, die Badende nur mit dem Schuhabsatz, Europa gar nicht, denn sie sitzt

auf dem Stier, der durchs Wasser tragt. Der Präsident und seine Gattin sitzen auf Pferden, deren Säulenbeine kaum am Boden stehen, auch die Stierkämpfer sind meist zu Pferde, oder es liegt einer ganz unbehelligt unterm Stier, ein anderer liegt wie schlafend auf dem Bocksprünge machenden Ungeheuer. Was hat es mit diesem Boden auf sich?

Das „Erdbeben“ ist ein Tanz schlanker Gebäude zum Glockengeläut, wie Konfetti regnen Dachziegel herab, die keinem Dach fehlen, bunt und hell ist die Stadt, aber ein Sternenhimmel umspannt sie. Das ist eine Kosmologie ohne Boden, ohne Oben und Unten, vielleicht schweben die Trümmer, bunter als die Dächer, von denen sie nicht stammen können, vielleicht gibt es gar keine Ordnung mehr. Eine einzige Figur im Bild, aus dem Turmfenster blickend, händeringend, zum Himmel gewandt: Von dort kommt das Schreckliche, dass kein Boden ist, und kein Grund unter den Füßen.

Die Früchte prangen auf Tischen, aber wo stehen diese? Im Nichts. Entweder öffnet sich die Tiefe des Universums dahinter, oder eine weit entfernte Wiese fungiert als Hintergrundkulisse, auf der die Figuren Schatten werfen. Der Priester, der Nuntius: Sie scheinen sich mehr mit dem Himmel zu beschäftigen als mit dem Grund, auf dem sie stehen: Schützen müssen sie sich. Ein bodenloses Universum zeichnet Botero, einen Kosmos, wo die Dinge aus dem Lot sind.

g.

Warum das alles subversiv sein soll? Nun, es ist die Intelligenz der Darstellung. Es ist das Spiel mit den Bedeutungen, es sind die Fallen, in die der Betrachter tappt, es sind die Winkelzüge, die ihn verführen. Dazu gehört natürlich auch die kluge Bildhänger, die dem Eintretenden gleich das Hinterteil der Dame am Waschtisch entgegenhält. Boteros Körper sind abstoßend in ihrer Seelenlosigkeit. Und doch fasziniert ihre Selbstgewissheit, ihr Blick ohne die Spur eines Selbstzweifels. Das alles umfängt den Betrachter. Zwischen Befremdung und Neugier pendelnd, droht er mitschuldig zu werden an der Geistlosigkeit der prangenden Körper, und vielleicht gelingt es manchem,

über das Feiste hinwegzusehen und die Gestalten zu mögen. Aber es wird schwer sein, sich nicht die eigene leere Äußerlichkeit einzugestehen, die einem in den Bildern entgegentritt. Sich nicht in der Europa zu finden, die an der Verführung Gefallen zu finden scheint, ohne zu begreifen, was mit ihr vorgeht.

h.

Die wahre Probe aufs Verstehen sind aber die Christus-Bilder. Dazu ist zu sagen, dass diese Darstellungen untereinander sehr unterschiedlich sind. Ecce Homo aus 1967 zeigt eine rundliche Figur mit (wie so oft bei Botero) dem Betrachter zugewandten riesigen Knien und Schienbeinen, die in winzige Füßchen münden. Ähnlich endet der breite, füllige Oberkörper in kleinen Kinderhänden, die Spotttrophäen halten. Sie sitzt auf einem würfelartigen Thron, in ein Tuch gewickelt wie in einen Bademantel. Aber nun der Blick. Dieser Christus blickt nicht geistlos wie der Torero oder wie Adam. Der Blick ist etwas abwärts gerichtet, er schaut vor sich hin, betrübt und wissend. Er ist sich seiner Lächerlichkeit bewusst. Wenn man mir vorwerfen will, ich würde diese Darstellung von vornherein anders beurteilen als die übrigen, dann soll man noch einmal den anderen Figuren ins Gesicht sehen. Kann es sein, dass die Ballerina etwas weiß? Oder Adam und Eva? Falls ihnen dämmert, wer sie sind, so zeigen sie es nicht, sondern schließen jedes Bewusstsein in sich ein. Also verschlossen und in sich gekehrt. Dieser Christus aber weiß um die Lächerlichkeit seiner Situation und seines Körpers, in den er hineingeraten ist. Ich habe noch nie so deutlich gesehen, wie Christus der Sackgasse des Menschlichen inne wird, wie er in diesem Körper fest sitzt, in den er hineingeraten ist, und der, nach Boteros Diktion, der Körper der Menschen überhaupt ist. Dagegen steht der Christus aus dem Jahr 1999. Der Kopf im Profil, der Blick aufwärts, der Mund geöffnet. Der einzige geöffnete Mund auf den hier ausgestellten Bildern! Der einzige nach oben gerichtete Blick! Und es ist kein Blick ins Leere, keine Abwesenheit. Nein, dieser massige Leidende hat Gott erblickt. Seine Augen leuchten auf. Er schöpft Hoffnung. Er versteht. ---

Die Kreuzigung von 2000 zeigt Christus wieder anders. In stämmiger Breite, nicht mehr weich und hilflos. Er hängt nicht am Kreuz, er steht darauf, auf eigenen Beinen und aus eigenem Entschluss. Die Kartenspieler, der Freier bei Marta Pintuco oder die Tänzer mögen entschlossen sein, aber dieser Christus ruht in sich. Er lehnt sich ans Kreuz. Die Mundwinkel zeigen nach unten wie überall bei Botero, aber die geschlossenen Augen sind friedlich, beinahe nachdenklich. Dieser Christus weiß, was er tut.

i.

Kann man nun die Geistlichen messen mit diesem Christus? Keineswegs. Leere Blicke, wehleidig (Bischof, 1989), ahnungslos (Spaziergang 1977, Priesterseminar 2004), planlos allesamt. Da ist auch kein Selbstbewusstsein auszumachen: geistlos wie die anderen Figuren bei Botero. Mag sein, dass sie brav sind und gutmütig, vielleicht nützlich, wahrscheinlich fromm. Die meisten halten Frömmigkeitsutensilien in den Händen, Rosenkränze, Bibeln. Mehr noch als die übrigen Figuren sind sie vorhersehbar. Und damit stellen sie am wenigsten von allen Bildern Boteros Karikaturen dar. Denn diese Figuren sind beängstigend real. Stierkämpfer, Tänzer, Bordellbesucher oder Kartenspieler mögen dumpf sein. Aber bei Geistlichen ist das inakzeptabel. Und dieses Dilemma liegt gewiss im traurigen Blick des Ecce Homo. Und ich möchte noch einen Schritt weiter gehen. Die Tränen der Nuestra Senora de Columbia (1992) gelten diesen Folgen des Christusgeschehens. Die Madonna im Festgewand und das Kind im Spielgewand blicken auf die kommende Welt, nicht nur auf Leiden und Kreuz, auch auf unsere Zeit hin. Beide stecken im unförmigen Menschenleib, der Sohn hat ihn von der Mutter. Beide sehen der Erlösung dieses Menschenleibes entgegen, und die grüne Kirsche, die die Mutter wie eine giftige Frucht mit spitzen Fingern hält, ist vielleicht die Zukunft – womöglich die heutige Welt und diese heutige Kirche, so massig und schlaff und harmlos, so ahnungslos inmitten der stummen Vorgänge. Adam war stumpf gegen die Folgen, die Madonna und ihr Sohn aber könnten Zweifel bekommen, ob es dafürsteht

Christian Wagnsonner

Veranstaltungsbericht: Enquete des Instituts für Religion und Frieden 2013

Wie steht der christliche Glaube zu den Naturwissenschaften? Handelt es sich hier um völlig inkompatible Zugänge zur Wirklichkeit? Haben die Human- und Sozialwissenschaften die Theologie beerbt und überflüssig gemacht? Kann der christliche Glaube zum Frieden in der Welt beitragen? Wie vertragen sich Glaube und moderne Kunst? Diesen Fragen ging die Enquete des Instituts für Religion und Frieden „Militär.Kultur.Wissenschaft – Dialoge im Jahr des Glaubens“ nach, die am 24. Oktober 2013 in der Landesverteidigungsakademie in Wien stattfand. Auch in diesem Jahr waren wieder Vertreter der Militärseelsorge aus 16 Ländern nach Wien gekommen, darunter der brasilianische Militärerzbischof Osvino BOTH mit Weihbischof Josef FALCAO DE BARROS sowie die Militärbischöfe Lázló BÍRÓ aus Ungarn und Miguel AGUILAR MIRANDA aus Ecuador.

Im ersten Teil sprach der Physiker Peter SEQUARD-BASE vom Amt für Rüstung und Wehrtechnik mit dem Theologen Jakob DEIBL vom Fachbereich Theologische Grundlagenforschung der Universität Wien.

In seinem Abriss der Geschichte der Naturwissenschaften zeigte SEQUARD-BASE, dass die antike und mittelalterliche „Naturwissenschaft“ grundsätzlich deduktiv vorgegangen sei, d.h. von allgemein anerkannten Sätzen Aussagen über einzelne Phänomene abgeleitet hat. Das christliche Mittelalter sei dabei alles andere als wissenschaftsfeindlich gewesen, und das setzt sich grundsätzlich auch am Beginn der Neuzeit fort. Nikolaus von Kues, der ein azentrisches Weltbild entwickelte, bekam keine Schwierigkeiten mit der kirchlichen Obrigkeit, wurde selbst Kardinal. Kopernikus, der Begründer des heliozentrischen Weltbilds, war Domherr, sein Hauptwerk wurde vom

Papst geschätzt. Im 16. Jh. setzte Papst Gregor XIII. eine Kalenderreform aufgrund neuer astronomischer Beobachtungen gegen den Widerstand konservativer Kreise durch. Erst mit dem Streit um die recht polemischen Aussagen Galileo Galileis beginnt ein gewisses Misstrauen zwischen Kirche und Naturwissenschaft. Mit Galilei, dem Begründer der modernen Physik, rückt die Messbarkeit ins Zentrum wissenschaftlichen Interesses, reproduzierbare Experimente und darauf aufbauende Modell- bzw. Theoriebildung werden in weiterer Folge zu den entscheidenden Methoden der nunmehr induktiv vorgehenden neuzeitlichen Naturwissenschaft. Die klassische Mechanik geht von einem lückenlosen Kausalzusammenhang aus, in dem die Hypothese Gott schließlich keinen Platz mehr findet. Interessanterweise gibt es diesen lückenlosen Kausalzusammenhang (Determinismus) in der Quantenmechanik nicht, hier ist lediglich von einer statistischen Kausalität die Rede. Für die gesamte physikalische Forschung gilt es mit einem weit verbreiteten Missverständnis aufzuräumen: Physik ist nicht objektiv, sondern intersubjektiv: „worüber mehrere Personen („Physiker“) eine gemeinsame Sicht der Dinge zu empfinden glauben“.

In Anknüpfung an die Ausführungen SEQUARD-BASES stellte Jakob DEIBL das biblische Verständnis von Schöpfung heraus, das modernen naturwissenschaftlichen Aussagen keine Konkurrenz machen will. Schöpfung gründet vielmehr in einer Befreiungserfahrung und wird als Neuschöpfung von Gesellschaft angesehen, als „Übernahme einer radikalen Verantwortung für diese Welt und die anderen Menschen“. Das biblische Gottesbild versteht Gott nicht als Erklärungsfaktor für die Welt – eine Falle, in der auch neuzeitliche Theologie oft gegangen ist. Gott ist nicht der Platzhalter, die Erklärungsvariable für das, was die Naturwissenschaft noch nicht erklären kann. Der biblische Gott lässt sich nirgendwo in ein System einbauen. Er ist vielmehr die Radikalisierung eines Fragens, gibt unserer Fremdheit und Heimatlosigkeit Ausdruck. Der Konflikt zwischen biblischen Aussagen und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen ist ein neuzeitliches Phänomen, das darin gründet, dass beide Seiten nunmehr den Text bloß buchstäblich lesen können bzw. wollen. Im Mittelalter galt ein

biblischer Text erst dann als richtig interpretiert, wenn er mindestens vier Sinne hatte: einen buchstäblichen, einen allegorischen, einen moralischen und einen vierten, in dem von der Erhebung des Menschen zum Göttlichen die Rede ist. Entscheidende Fragen sind, ob mit den Methoden der Naturwissenschaft die Welt in ihrem Reichtum beschrieben werden kann bzw. was das für eine Welt ist, in die die naturwissenschaftliche Forschung uns führt und in der gewaltige Ressourcen in den Aufbau immer besserer und aufwändigerer Messmethoden fließen.

Im zweiten Panel sprach Veronika BOCK, die Leiterin des Zentrums für ethische Bildung in den Streitkräften (Hamburg) mit Paul Georg ERTL vom Institut für Human- und Sozialwissenschaften der Landesverteidigungsakademie Wien über „Christlicher Glaube und Militär“.

Veronika BOCK stellte den Ansatz einer mehrperspektivischen militärischen Berufsethik vor, die sowohl den einzelnen Soldaten, den militärischen Führer, die von der Gesellschaft legitimierte Organisation Militär und die politisch Handelnden im Blick hat. In Deutschland wurden nach dem Zweiten Weltkrieg der „Staatsbürger in Uniform“ sowie die „Innere Führung“ zu Leitbildern eines politisch-militärischen Ethos. Sie verpflichten die Soldaten auf den Respekt vor den Menschenrechten, auf Toleranz und Loyalität gegenüber demokratischen Entscheidungen. In Abgrenzung von der Theorie des Gerechten Kriegs vertritt Bock ein Konzept des „Gerechten Friedens“, das vor allem in den Stellungnahmen christlicher Kirchen seit den 1980er Jahren entwickelt wurde. In den Hirtenbriefen, die die Bischöfe der USA und mehrerer europäischer Länder 1983 publizierten, lautete der Grundtenor: Militärische Mittel dürfen nur aufrechterhalten werden, wenn sie der Verhinderung, nicht dem Führen von Kriegen dienen. „Gerechter Friede“ ist auch der Titel eines Hirtenworts der deutschen Bischöfe aus dem Jahr 2000. Grundgedanke des „Gerechten Friedens“ ist also der Schwerpunkt auf der Gewaltprävention, auf dem breiten Spektrum nichtmilitärischer Handlungsmöglichkeiten zur Bewältigung von Krisen und Konflikten. Friedenspolitik soll dar-

auf abzielen, dass es gar nicht mehr zu Situationen kommt, in denen eine Entscheidung über militärische Einsätze ansteht. Nur unter eng begrenzten Voraussetzungen ist ein Einsatz militärischer Gewalt möglich, um bedrohte Menschen zu schützen. Auf internationaler Ebene kommt dabei dem Prinzip der Schutzverantwortung (Responsibility to protect) besondere Bedeutung zu, dem ja die vorjährige Enquete des Instituts für Religion und Frieden gewidmet war. In komplexen Einsatzsituationen sind klare Normen und Regeln (Rules of Engagement, nationale Taschenkarten) nötig und erhöhen die Verhaltenssicherheit. Sie können aber das moralische Urteil des Einzelnen nicht ersetzen. In Entscheidungssituationen ist die Kenntnis des situativen Kontexts erforderlich, der Soldat muss sich in die Betroffenen, ihre kulturelle Situation und ihre Wertwelt hinein fühlen und die Verhältnismäßigkeit zwischen verfolgtem Ziel und ev. daraus resultierenden Leiden abschätzen. Irrtum ist dabei nicht ausgeschlossen. Soldaten im Einsatz müssen ggf. auch in schwierigen und unübersichtlichen Situationen eine Entscheidung fällen und sie später verantworten.

Paul Georg ERTL gab zu bedenken, dass Gewalt dem Menschen inhärent sei, wenn man Gewalt in einem weiten, wertneutralen Sinn versteht: Menschen streben danach, den eigenen Willen gegen Widerstände durchzusetzen. Ohne Gewalt in diesem Sinn wäre der Mensch nicht Mensch. Militärische Gewalt ist als notwendige Folge dieses Strebens zu verstehen, kann nicht wegvernünftelt werden und wird auch nie vollständig aus der Gesellschaft verschwinden. Ähnliches gelte übrigens für die Religion. Viele träumen davon, Ideologie und Religion aufzuheben, was aber nicht möglich ist, weil der Mensch immer ein „homo religiosus“ ist (Mircea Eliade), auch wenn sich die religiösen Inhalte ändern und unterscheiden mögen. Aus Sicht Ertls ist weiters der Begriff der Gerechtigkeit problematisch: Universale Gerechtigkeit ist eine Fiktion, weil das, was für den einen gerecht ist, nicht auch für alle anderen gerecht sein muss. Bei militärischen Einsätzen im Dienst der Gerechtigkeit steht oft eine Vorstellung von

Gerechtigkeit im Hintergrund, die sich mit jener der Bevölkerung im Einsatzland nicht oder nur teilweise deckt.

Der dritte Teil „Christlicher Glaube und Kunst“ begann mit einer Aufführung aus dem Epilog von Karl Kraus' Tragödie „Die letzten Tage der Menschheit“ durch den Theaterwissenschaftler und Militärpfarrer beim Militärkommando Burgenland, Alexander WESSELY, und vier Musiker der Militärmusik Burgenland. Es handelt sich dabei um eine einzige große Apokalypse, die Schilderung der Zerstörung der Menschheit. Im anschließenden Dialog mit Werner FREISTETTER, dem Leiter des Instituts für Religion und Frieden, sah WESSELY in der Stimme Gottes am Ende („Ich habe es nicht gewollt.“) dennoch einen gewissen positiven Abschluss. Was man als modern bezeichnen soll, was nicht, ist schwer zu sagen. In jeder Epoche gab es moderne Tendenzen, gab es Weiterentwicklung. Kunst bringt immer wieder Neues hervor, kratzt immer wieder neu an unserem gewohnten Kunstkonsum. Manchmal scheint es allerdings, so Freistetter, dass es in der modernen Kunst bei bloßer Provokation bleibe, dass das Heilsame, das immer auch ein zentrales Element der Kunst war, zu kurz komme. Provokationen durch die moderne Kunst auch auf religiöser Ebene sieht Wessely hingegen eher gelassen: Besser ein Opfer von Provokationen zu sein als gar nicht mehr vorzukommen. Die Kirche dürfe sich auf keinen Fall als Mäzen zurückziehen, darf nicht aufhören, sich für Kunst und die Künstler zu interessieren, im Gegenteil, Kunst und Kirche sollen wieder zusammengebracht werden.

Auch das Militär war ein wichtiger Förderer von Kunst und Kultur (Militärmusik, Militärmalerei etc.). Für das Bundesheer ist es allerdings noch schwerer als für die Kirche, diese Rolle weiter einzunehmen. Wenn die Budgets knapp werden, wird zuerst auf die Kunst verzichtet, was sehr schade ist, weil etwa ein künstlerisch gestalteter Raum die Herzen der Menschen öffnen kann.

In der Kunst wie im Glauben ist Freiheit unverzichtbar. Kunst befreit, und Glauben befreit. Deshalb muss auch die Kirche den Künstlern ihre Freiheit lassen. Ein besonders schönes Anschauungsbeispiel findet man im Wiener Stephansdom: Auf der Kanzel hat sich ein

gotischer Künstler erstmals selbst dargestellt: Mit langen Haaren, d.h. als freier Mann, sieht er dem Betrachter entgegen. In einem waren sich beide Dialogpartner einig: Künstler sind „besondere“ Menschen, wie Freistetter auf einer Tagung des Päpstlichen Rats für die Kultur in Berlin bemerken konnte, und es ist nicht immer ganz leicht, den richtigen Weg zu finden, mit ihnen umzugehen. Künstler wollen aus Sicht Wesselys die Herzen der Menschen erreichen, sind aber oft unbelehrbar, möchten immer recht haben, und darin sind sie der Kirche wieder sehr nahe.

Publikationen des Instituts für Religion und Frieden

Ethica. Jahrbuch des Instituts für Religion und Frieden

- 2014: *Militär.Kultur.Wissenschaft. Dialoge im Jahr des Glaubens*
- 2013: *Sind wir verpflichtet, andere zu schützen? Rechtliche und ethische Fragen der „Responsibility to protect“*
- 2012: *Militärseelsorgliche Optionen in unterschiedlichen Webrsystemen*
- 2011: *Seelsorger im Dienst des Friedens: 50 Jahre Militärseelsorge im Auslandseinsatz*
- 2010: *Nie allein gelassen. Verwundung – Trauma – Tod im Einsatz*
- 2009: *Säkularisierung in Europa – Herausforderungen für die Militärseelsorge*
- 2008: *Der Soldat der Zukunft – Ein Kämpfer ohne Seele?*
- 2007: *Herausforderungen der Militärseelsorge in Europa*
- 2006: *50 Jahre Seelsorge im Österreichischen Bundesheer. Rückblick – Standort – Perspektiven*
- 2005: *Familie und Nation – Tradition und Religion. Was bestimmt heute die moralische Identität des Soldaten?*
- 2004: *Sicherheit und Friede als europäische Herausforderung. Der Beitrag christlicher Soldaten im Licht von „Pacem in Terris“*
- 2003: *Das ethische Profil des Soldaten vor der Herausforderung einer Kultur des Friedens. Erfahrungen der Militärordinariate Mittel- und Osteuropas*
- 2002: *Internationale Einsätze*
- 2000: *Solidargemeinschaft Menschheit und humanitäre Intervention – Sicherheits- und Verteidigungspolitik als friedensstiftendes Anliegen*

Ethica Themen

- Christian WAGNSONNER/ Karl-Reinhart TRAUNER/ Alexander LAPIN (Hg.): *Kirchen und Staat am Scheideweg? 1700 Jahre Mailänder Vereinbarung* (2015)
- Nadja ROSSMANITH/ Sandra KAEBMAYER/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Sprachen heiliger Schriften und ihre Auslegung* (2015)
- Gerhard MARCHL/ Regina KAISER (Hg.): *Wasser. Lebensquell, knappes Gut und Kriegsgrund* (2013)
- Christian WAGNSONNER/ Petrus BSTEH (Hg.): *Der gefallene Gott? Religion und Atheismus im Gefolge bewaffneter Konflikte* (2/2014)
- Christian WAGNSONNER/ Stefan GUGEREL (Hg.): *Krieg mit der Natur? Militärische Einsätze zwischen Beherrschung des Geländes und Bewahrung der Umwelt* (2013)
- Thomas SCHIRRMACHER/ Edwin R. MICEWSKI (Hg.): *Ethik im Kontext individueller Verantwortung und militärischer Führung* (2012)

- Gerhard MARCHL./ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Westliche, universelle oder christliche Werte? Menschenrechte, Migration, Friedenspolitik im Europa des 21. Jahrhunderts* (2012)
- Christian WAGNSONNER/ Petrus BSTEH (Hg.): *Vom „christlichen Abendland“ zum „Europa der vielen Religionen“* (2012)
- Christian WAGNSONNER/ Stefan GUGEREL (Hg.): *Militärische Kulturen* (2/2014)
- Christian WAGNSONNER/ Stefan GUGEREL (Hg.): *Star Trek für Auslandseinsätze? Konfliktstrategien und Lösungsansätze für reale Probleme in Science Fiction* (2011)
- Stefan GUGEREL/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Bio-Tötung* (2011)
- Gerhard MARCHL (Hg.): *Der Klimawandel als Gefahr für Frieden und Sicherheit* (2011)
- Petrus BSTEH/ Werner FREISTETTER/ Astrid INGRUBER (Hg.): *Die Vielfalt der Religionen im Nahen und Mittleren Osten. Dialogkultur und Konfliktpotential an den Ursprüngen* (2010)
- Gerhard MARCHL (Hg.): *Die EU auf dem Weg zur Militärmacht?* (2010)
- Gerhard DABRINGER (Hg.): *Ethical and Legal Aspects of Unmanned Systems. Interviews* (2010)
- Werner FREISTETTER/ Christian WAGNSONNER: *Friede und Militär aus christlicher Sicht I* (2010)
- Stefan GUGEREL/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Astronomie und Gott?* (2/2014)
- Werner FREISTETTER/ Christian WAGNSONNER (Hg.): *Raketen – Weltraum – Ethik* (2010)
- Werner FREISTETTER/ Bastian Ringo PETROWSKI/ Christian WAGNSONNER: *Religionen und militärische Einsätze I* (2009)

Alle Publikationen sind auch als PDF auf www.irf.ac.at verfügbar.

ISBN: 978-3-902761-26-2